

**Kobadin
in der Dobrudscha**

*von
Otto Leyer*

Geschichte des deutschen
Dorfes Kobadin
in der Dobrudscha

herausgegeben von
Dr. Albrecht Keller

Zur Einführung.

Die vorliegende Arbeit ist von einem Kobadiner Deutschen, dem Sohne eines der ehrwürdigen Gründer des Dorfes, verfaßt. *Ich habe seine Darstellung nur wenig überarbeitet, habe nichts hinzugetan und auch nichts gekürzt, weil gerade in der schlichten, sachlichen Ausführlichkeit der Reiz der Arbeit liegt, die jedem einzelnen Siedler geradezu geschichtliche Bedeutung gibt und jeden als einen braven Vorkämpfer des Deutschtums erkennen läßt.

Ihre Geschichte ist seltsam genug. Aus Schwaben und vom Rhein und aus Westpreußen — auch diese vielfach echte Schwaben, auf Friedrichs des Großen Ruf an die Weichsel gekommen — ziehen sie nach Kongreßpolen und nehmen dann die endlosen Fluren Bessarabiens unter den Pflug, um dann wieder aufzupacken, Geschlechter auf unsteter Wanderung: die einen nach Amerika in die neue Welt, andere wandern heim ins Reich, wieder nach Posen, wo sie dann nach dem Zusammenbruch von des Reiches Herrlichkeit ein unentrinnbares Geschick wieder zu Grenzdeutschen macht — unsere Freunde aber wachsen nach wechselvollen Versuchen und vielen Enttäuschungen in der menschenarmen Dobrudscha fest und legen in rastloser Arbeit eine der Siedlungen an, die heute das bewundernde Staunen der reichsdeutschen Besucher erregen. Ein Stück Deutschland haben sie in der Fremde aufgebaut — und sie mühen sich doch nur zum Vorteil einer fremden Volkswirtschaft ab, immer als Bürger zweiter Ordnung beargwöhnt, immer Schicksalsminderheit, ohne Hoffnung, jemals im Schutze der Reichsgrenzen als Reichsdeutsche leben und sterben zu dürfen, ja, sie müssen es ertragen, daß ihre Jugend im Waffenrock des Wirtsstaates gegen das eigene Mutterland kämpfen und bluten muß. Aber einmal wird für kurze Zeit das Unglaubliche wahr: sie sehen sich im Weltkrieg, der ihnen das Bitterste auferlegt, für ein paar Jahre einer deutschen Etappenkommandantur unterstellt!

So ist ihnen das schwere Schicksal aufgebürdet, Auslandsdeutsche zu sein, die nicht Völkerdünge werden wollen, die sich behaupten wollen und doch nur verlorene Kinder der Mutter Deutschland sind.

Wer von den Lesern mehr von den Dobrudschadeutschen erfahren will, der greife nach dem Buch von Paul Traeger, Die Deutschen in der Dobrudscha, Stuttgart 1922, das während des Weltkrieges an Ort und Stelle entstanden ist. Er wird daraus ersehen, daß die ersten Deutschen im Jahr 1841, aus Bessarabien und Südrußland kommend, in der Dobrudscha erschienen sind, daß sie heute etwa 15 000 Seelen zählen, aber nicht alle in so stattlichen Dörfern hausen wie Kobadin und Karamurat und ein paar andere es sind, daß sie aber alle deutsch sind und bleiben wollen und daher unserer innigsten Anteilnahme wert sind.

Dr. Albrecht Keller, Wiesbaden.

*Otto Leyer, 1894 - 11.03.1939

*Ohne Ordnung kann kein Haus bestehn.
ohne Ordnung muß die Welt vergehn.
Hältst Ordnung du, hält Ordnung dich
mit guten Geistern hinter sich.*

Aus der Vorgeschichte von Kobadin.

Kobadin liegt auf geschichtlichem Boden. Einige Stunden südwestlich erheben sich bei Adamklissi noch heute die stattlichen Überreste jenes Siegesdenkmals, das nach dem Siege des römischen Kaisers Trajan über die Dazier am Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung errichtet worden ist. Nur der wuchtige Steinkern steht noch. Nicht weit davon finden sich die Spuren einer ziemlich ausgedehnten römischen Stadt: mächtige Rundtürme springen aus der Mauer hervor, aber von allem sind nur noch die Grundmauern zu erkennen, und man kann sich denken, daß man diese Stadt jahrhundertlang als willkommenen Steinbruch ausgiebig benutzt hat.

Unweit Von Kobadin führt der Trajanswall vorbei; er folgt der Niederung, die von Cernavoda bis nach Konstanza (Constanța) die Dobrudscha zerteilt. Aber von all dem weiß heute kein Mensch mehr etwas. Verschollen ist auch die Festung — oder ist es nur ein befestigtes Gehöft ? — nur zwei Kilometer östlich vom Ort, von den Türken Kalejurdi genannt (Kale ist Festung, und Jurdi heißt Ruinen). Niemand weiß, wer sie einst gebaut hat. Heute geht der Pflug über die Stelle, aber die Erdhaufen sind auffallend genug, und die Türken sagen, ihre Väter hätten von diesen Trümmern Steine zum Bauen geholt, und unter den Schutthaufen seien noch heute die Reste der zwei Meter breiten Gürtelmauer zu finden. Auch der jetzige Besitzer des Feldes, ein Deutscher, hat schon mehrere Fuhren Steine herausgepflügt.

So ist Kobadin zweifellos sehr alt, aber die Steine schweigen. Schon fast zwei Jahrtausende lang.

Kobadin in der Türken- und Tatarenzeit.

In den türkischen Akten - also vor 1877 — wird unser Dorf Cutbudin genannt - Cutbudin ist ein männlicher Eigenname, der noch heute bei den Türken gebräuchlich ist. Gleich nach 1877, als das Dorf rumänisch wurde, findet man es in den Akten als Copadin. Wie der rumänische Beamte auf diese Schreibung verfiel, ist unbekannt.

Daß Kobadin eine türkische Siedlung älteren Datums ist, das bezeugen die beiden am Dorfe gelegenen großen türkischen Friedhöfe. Diese waren bereits bis auf den letzten Platz gefüllt, als sich im Jahr 1862 Krimtataren ansiedelten. Die Türken begruben ihre Toten damals schon im Hof ihrer Dschamie (Moschee) und wußten von den Friedhöfen auch nichts weiter. Die Dschamie lag am Südende der Türkensiedlung und ist im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf Befehl des Sultans Medschid von Said Pascha aus Mamutkujns gebaut worden. Im Russisch-türkischen Krieg wurde sie zerstört. Bis zum Weltkrieg diente der ehemalige Hof der Dschamie den Türken als Begräbnisstätte.

Die 350 aus der Halbinsel Krim vertriebenen Tatarenfamilien fanden in Kobadin etwa dreißig Türkenfamilien vor. Die Türken nahmen die neu hinzugekommenen Glaubensgenossen durchaus nicht mit offenen Armen auf. Sie ließen sie nicht aus ihren Brunnen Wasser schöpfen und erlaubten ihnen auch nicht, Wohnungen zu errichten. Erst als sich die türkische Behörde ins Mittel legte und die Tataren dem reichsten und gefürchtetsten Türken namens Kara-Ismaïl den schönsten Hengst aus dem Umkreis zum Geschenk machten, der fünf Goldlire kostete, durften sich die Tataren 1500 m südlich von der

Türkensiedlung niederlassen, Brunnen graben und Hütten bauen. Dieser von den Tataren angelegte Dorfteil wurde auch Kirisch-Mala genannt. Aus ihm entstand das heutige Kobadin. Die Türkensiedlung ist samt ihrer Dschamie 1877 im Krieg zerstört worden, weil die Türken geflüchtet waren, und da die wieder Zurückgekehrten ihre Hütten im tatarischen Viertel bauten, verschwanden auch die letzten Reste ihrer alten Wohnungen, und ihre Höfe verfielen dem Pflug.

Die Türken und Tataren wohnten in niedrigen Lehmhütten und führten ein sehr bescheidenes Dasein. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, einige pflanzten auch Tabak für den eigenen Bedarf an. Ist doch ein nicht rauchender Mohammedaner eine sehr große Seltenheit. Und doch sind sie so willensstark, während ihres Fastenmonats Ramasan das Gebot ihres Propheten Mohammed nicht zu übertreten, und rauchen am Tage gar nicht. Auch drei große Obstgärten waren am Dorfe. Die Wohlhabenderen trachteten danach, in den Besitz schöner Pferde zu gelangen, und die Aufgeweckteren trieben mit Vorliebe Handel mit Pferden, Rindern, Schafen und den Häuten dieser Tiere, wozu ihnen der nahe Marktflecken Medschidia, der schon damals weit über die Grenzen der Dobrudscha bekannt war, allwöchentlich Gelegenheit bot.

Nach dem Kriege von 1877 mußte Rumänien das dichtbevölkerte südliche Bessarabien an Rußland abtreten und erhielt dafür die den Türken abgenommene menschenarme Dobrudscha. Es ist nicht zu leugnen, daß mit dem Einzug der Rumänen das Los der Christen in der Dobrudscha sich um vieles besserte. Anders empfanden die Türken die neue Lage. Sie waren gewohnt, dein Staat den Zehnten zu geben; Land- und andere Steuern waren nie von ihnen gefordert worden. König Carol I. suchte sein Land nach westeuropäischem Muster zu verwalten, aber er mußte sich dabei vielfach mit ungeeigneten Beamten behelfen, die nach Willkür und nicht nach den Gesetzen handelten. Deshalb mied man die Beamten und hauptsächlich die Steuereinnahmer bald wie ein furchterregendes Gespenst. Dies und wohl auch die Abneigung gegen die Giaurs (Unreinen) veranlaßte viele Tataren und Türken, auszuwandern. Weil diese Abwanderung in Massen erfolgte, also jeder verkaufen wollte, ist es begreiflich, daß das Ackerland billiger war als etwa in Bessarabien. Soll doch die Bevölkerungsdichte in der Dobrudscha damals nur 9 auf das qkm betragen haben !

So schien im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Kobadin dazu verurteilt, entwicklungsunfähig bleiben zu müssen, obgleich es damals nahezu dreihundert Familien beherbergte, wenn nicht kurz darauf Deutsche aufgetaucht wären, die Leben und Ordnung in die tatarische Regellosigkeit brachten und damit dem ganzen Orte ein anderes Gepräge gaben.

Die deutsche Einwanderung.

Die Kunde vom Auswandern der Türken und vom billigen Ackerlande in der Dobrudscha drang durch die schon während der Türkenzeit im Lande ansässig gewordenen Deutschen bis nach Bessarabien. Auch der rumänische Konsul in Odessa soll damals an die Deutschen seines Bezirkes gedruckte Werbezettel verteilt haben, in denen er sie zur Ansiedlung in der Dobrudscha aufforderte, ihnen unentgeltlich Land in Aussicht stellte und als Bevollmächtigter seiner Regierung die weitgehendsten Unterstützungen zusagte. Einen

solchen Werbezetteln zeigte Jakob Hamann aus Plotzk vor. Mir ist leider keiner mehr zu Gesicht gekommen, sodaß ich seinen Inhalt hier nicht wiedergeben kann.

So ließen sich mehrere deutsche Bauern, meistens junge Familien, aus allen Dörfern Bessarabiens aufmuntern, in der Dobrudscha ihr Glück zu versuchen. Es waren verschiedene Gründe, die sie bewogen, Bessarabien zu verlassen. Die russische Regierung entzog nach und nach den deutschen Bauern die verbrieften Sonderrechte, sie hob vor allem die bisher gewährte Befreiung vom Militärdienst auf. Da glaubten einige alte Bauern, es sei ein Angriff auf Glaube und Volkstum geplant, und sie ermunterten selbst ihre Kinder zur Auswanderung. Die meisten zogen nach Amerika, und vielleicht nicht einmal der zehnte Teil von ihnen suchte ein Unterkommen in der Dobrudscha, um der alten Heimat näher zu bleiben.

Sie hatten schon vorher einmal ihr Glück jenseits der Grenze gesucht. Im Jahre 1874 waren August Nösner der Ältere, Andreas Nösner, Martin Has und Emanuel Leyer aus Plotzk ausgewandert, weil der 1853 geborene Andreas Nösner zu dem ersten Jahrgang gehörte, den Rußland zum Militärdienst heranzog. Ihnen folgte der ebenfalls 1853 geborene Wilhelm Klett aus Alt-Arzis. Ihr Ziel war Jakobsohnstal in der Walachei, eine Siedlung, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts angelegt und zu Ehren des damaligen Vizekonsuls zu Braila so benannt worden war. Zu ihren Gründern gehören die Familien Kongel, Rießke, Ziebart, Dolte und Meier. Hier brachten sie auch den Winter zu und pachteten dann im Frühjahr 400 pogon (200 ha) Ackerland von dem am Buzau gelegenen, vier Wegstunden entfernten Staatsgute Moşia Ioia (com. Maxineni, Jud. Râmnicu-Sărat), sie bauten einfache Häuschen und nannten ihre Siedlung Neu-Plotzk. Andere wanderten zu: 1876 Christoph Rösner der Ältere, Christoph Rösner der Jüngere, Samuel Grieb und 1877 Emanuel Leyers Bruder Michael. Aber im Jahr 1878 wurde Ioia vom Staat an rumänische Bauern verteilt, die Deutschen mußten ihre Häuschen abreißen und weiterwandern. Im April pachteten sie von dem Staatsgute Moşia Scorţari nou (Com. Scorţari, Jud. Braila), das auch am Buzau lag und nur 15 km von der verlassenen Stelle entfernt war, Land, die Stärkeren 50 ha und die Schwächeren 25 ha, bauten in zwei Reihen wieder ihre Häuschen und nannten auch diese Siedlung Neu-Plotzk. In der einen Reihe wohnten Jakob Dölker, die beiden Christoph Rösner, Christoph Schimke, Andreas Dölker, August Rösner und Andreas Rösner, ihnen gegenüber Christian Hermann, Michael Leyer, Emanuel Leyer, Samuel Grieb, Samuel Wilschke, Simon und Gottfried Schulz, Christian Renz und Wilhelm Klett. Wirtschaftlich ging es ihnen gut, obwohl sich zweimal die Hochwasser des Buzau in ihre Wohnungen ergossen. Doch im Jahr 1886 löste sich auch das zweite Neu-Plotzk auf, wieder mußten die Häuschen abgerissen werden, und die Siedler kehrten nach Plotzk zurück. Noch heute bezeichnet ein steinernes Kreuz, bei den Rumänen crucea nemţeasca, Deutsches Kreuz genannt, die Stelle, wo ihr Friedhof gestanden hatte.

Aber auch jetzt kamen sie nicht zur Ruhe. Beim Verlassen Rußlands hatten sie die russische Staatsangehörigkeit aufgegeben. Um nicht ganze »Niemandskinder« zu sein, wurden sie durch Vermittlung des deutschen Vizekonsuls Erfling in Braila »deutsche Schutzgenossen«. 1880 teilte ihnen die rumänische Regierung mit, daß sie sich als Schutzgenossen nicht im Lande aufhalten dürften. Da bewarben sich einige um das deutsche Bürgerrecht, viele unternahmen gar nichts, Michael Leyer aber wurde rumänischer



Michael Leyer

Wilhelm Klett,
Vorsitzender des Kirchspiels.

Christoph Rösner †



Staatsbürger, und als solcher kehrte er mit den andern nach Rußland zurück. Aber diese »Päßler« konnten in Rußland weder Land besitzen noch pachten und bebauen. »Städtler« werden, in einer Stadt wohnen und Handel treiben, wollten sie auch nicht, und so mußten sie abermals aufpacken.

Zu diesen gehörten auch die schon genannten Brüder Emanuel und Michael Leyer. Sie sind die Gründer Kobadins. Michael Leyer weilt mit dem ebenfalls bereits erwähnten Wilhelm Klett noch heute in voller Rüstigkeit und hoch verehrt von der ganzen Gemeinde

unter uns, ebenso Martin Welk, Christoph Rösner ist erst kürzlich gestorben.

Die Brüder Leyer besuchten im Herbst 1889 die Gegend nördlich der Eisenbahnlinie Konstanza-Cernavoda — diese Linie war 1857 von einer englischen Gesellschaft gebaut worden - um mit Gleichgesinnten ein Dörfchen anzulegen. Sie bereisten auch die Dörfer, wo schon in der Türkenzeit Deutsche angesiedelt waren, aber die damals noch in recht dürftigen Verhältnissen lebenden alten Bekannten konnten keine Aufmunterung geben, und so kehrten die beiden Brüder in gedrückter Stimmung wieder heim.

Auch heute sieht die baumlose mittlere und südliche Dobrudscha nach einem trockenen Sommer einer Wüste verzweifelt ähnlich und bietet nichts, was den Besucher anziehen könnte.

Trotz alledem blieb die Dobrudscha ihr Ziel. Im Mai 1890 kamen die Brüder Leyer ein zweitesmal in die Dobrudscha, die in dieser Jahreszeit einen günstigeren Eindruck auf sie machte, und entschlossen sich, in der Nähe von Konstanza Land zu kaufen.

In Konstanza lernten sie einen Dobrudschadeutschen namens Matthias Hinz kennen. Er war von plattdeutscher Herkunft, in Tschukorowa geboren, der türkischen Sprache mächtig und kannte auch Land und Leute südlich von Konstanza. Diesen verpflichteten sie sich gleich als Dolmetscher.

Nach Plotzk zurückgekehrt bildeten sie mit ihrem Schwager August Rösner und mit dessen Geschwisterkind Christoph Rösner einen Bund, den ein Händedruck besiegelte. Ihre mündliche Abmachung, Gewinn und Verlust im Verhältnis des beigesteuerten Geldes redlich zu teilen, ist in der Folge pünktlich eingehalten worden. Manches Stück Feld mußten sie in ihrer Leichtgläubigkeit zweimal bezahlen, bis sie Besitz davon ergreifen konnten.

Nach dem Dreschen, noch im selben Jahre, traten die beiden Brüder, mit Geld und eigenem Fuhrwerk versehen, zum drittenmal die Reise an. Sie setzten bei Ismail und Tultschea über die beiden Donauarme und langten nach einer Woche in Konstanza an. Sie besichtigten die in Frage kommenden Ortschaften Adschidschea (Agigea), Adschemler (Agemler), Mamutkujus (Mamutcuius), Kobadin und das dicht bei Konstanza gelegene Gut des Obersten Georgeseu, die heutigen Neuen Weingärten (Viile-Noi). Dabei leistete ihnen Matthias Hinz wertvolle Dolmetscherdienste. Von dem Gute des Obersten sahen sie ab, obgleich ihnen die aufblühende nahe Hafenstadt Konstanza manche Vorteile gebracht hätte, weil sie den verderblichen Einfluß der Stadt von ihren Nachkommen fernhalten wollten.

Hier wäre es fast zu einem Bruch zwischen den beiden Brüdern gekommen, weil Emanuel, der schon des Suchens müde war, das Gut kaufen wollte. Schließlich gab er nach, und man einigte sich auf Kobadin und kaufte auch gleich Land an. Die Landkäufe geschahen auf den Namen Michael Leyer, weil er Staatsbürgerrechte besaß. Dann kehrten sie wieder nach Plotzk zurück, um ihre Familien zu holen.

Andere aber, die ihnen gefolgt waren, blieben gleich wohnen. Jakob Hamann und Daniel Gunsch sind die ersten, die sich in Kobadin ansässig machten; sie erschienen bereits im Herbst 1890 mit allem, was sie hatten, mieteten sich Tatarenhütten und arbeiteten auf dem von den Deutschen gekauften Felde. Auch sie waren schon lange in der Dobrudscha herumgeirrt und konnten nicht Wurzel fassen. Im März kam dann Christoph

Rössner. Ihnen allen genügte die Tatsache, daß Deutsche hier Land käuflich erworben hatten, um sich niederzulassen.

Hier in Kobadin war gutes und genügend Land vorhanden, und außerdem bot der Dorfherd Platz, um ein deutsches Dorfteil anzulegen. Der Dorfherd — so nennt man den für die Hofplätze vorbehaltenen Raum - umfaßt eine Fläche von 300 ha und 9784 qm und ist von einem Graben umgeben. Von diesem Raum nahmen Tataren, Türken und drei Griechenfamilien mit Wohnungen, Hof- und Dreschplätzen etwa 100 ha ein, die übrigen 200 ha lagen frei und dienten dem Kleinvieh als Tummelplatz. Die Tataren waren der falschen Ansicht, daß ihnen im Jahr 1884 von der Vermessungskommission alles Land innerhalb des Dorfgrabens zugedacht worden sei, und einige behaupten noch heute steif und fest, nur deshalb sei der Dorfgraben gezogen worden, damit jeder wisse, wie groß die Kälberweide sei.

Kobadin liegt in einer Ebene, die nur von sanften Bodenerhebungen unterbrochen ist, und eignet sich deshalb sehr gut für den Ackerbau.

Mühle von Rösner-Kraus; Aufnahme von Fritz Müller



Der schwarze Boden gehört zum besten in der ganzen Dobrudscha. Offenes Wasser gibt es zwar nirgends, aber in verhältnismäßig geringer Tiefe ist überall Wasser zu graben, die Brunnen brauchen nicht ausgemauert zu werden und sind im Durchschnitt 16 m tief. Der Marktflecken Medschidia (Medgidia) ist 18 km, Murfatlar, damals die nächste Eisenbahnstation und noch heute die Poststation, 19 km entfernt. Auch eine Dampfmaschine mit zwei Paar Steinen befand sich am Ort. Andreas, August und Christoph Rösner erwarben sie im Februar 1891, im März bezog Christoph die mitgekauften Müllerhütte. Gar bald war die Mühle die besuchteste im ganzen Umkreis. Sie wechselte oft ihre Besitzer, blieb aber

stets in deutschen Händen, bis sie 1928 in den Besitz des Kleinrussen Adam Sesonow aus Braila übergang.

Erste Einrichtung in Kobadin.

Die Landkäufe der vier Deutschen in Kobadin veranlaßten auch andere Familien, die schon länger in der Dobrudscha herumgeirrt waren, sich in Kobadin festzusetzen.

Meist waren es strebsame, tüchtige, bekehrte Deutsche, die durch ihrer Hände Arbeit vorwärts kommen wollten. Jede Familie kam mit eigenem Wagen, mindestens zwei Pferden, Ackergerät, dem notwendigsten Hausgerät und war mit Nahrungsmitteln für einige Zeit versehen. Geld brachten nicht viele mit, aber alle hatten ein unerschütterliches Gottvertrauen und einen festen Glauben an ihre Zukunft. Einige wohnten die ersten Wochen bei Christoph Rösner in der Mühle, andere in gepachteten Tatarenhütten und wieder andere in rasch hergestellten Erdbuden. Ohne zu säumen, kamen sie bei der Dorfbehörde um Hofplätze ein. Diese wurden ihnen aber erst bewilligt, nachdem sie der Primaria (Dorfverwaltung) freiwillig dreihundert Goldlei gespendet hatten. Die Tataren im Dorfrat sträubten sich dagegen, den Deutschen Hofplätze zu geben, weil ihre Weide dadurch verkürzt würde. Nach jener Spende wurden sie gefügig. Und im Lauf des Jahres 1891 vergab die Ortsbehörde südöstlich und anschließend an die Tatarensiedlung auf beiden Seiten einer sanft anschwellenden Bodensenkung 23 Hofplätze an Deutsche. Der Talboden, 22—23 m breit, blieb als Straße frei und sollte als Abflußgraben für das aus den Höfen kommende Regenwasser dienen.

Gleich nach der Bestellung des Feldes und der Zuteilung der Plätze errichteten sich die Siedler notdürftige Wohnhäuser und Ställe. Fast jeder war sein eigener Maurer und Zimmermann. Gebaut wurde mit Steinen und Lehm. Die Steine, eine Kalksteinart, wurden und werden noch heute aus den Brüchen der unmittelbaren Nachbardörfer Sofular, Adschemler und Beschaul geholt, das Bauholz mit dem Wagen aus dem 37 km entfernten Konstanza. Häuschen und Stallungen wurden mit Rohr gedeckt, das in den sumpfigen Niederungen Medschidias üppig gedeiht. Bei der Anlage des Dorfteiles wie beim Hausbau hatten sie die deutsch-bessarabische Bauweise im Auge. Deshalb ließen sie sich die Hofplätze in Form eines Rechteckes zuteilen, sodaß die Längsseiten sich berühren und die vorderen Breitseiten mit den Giebeln an die Straße zu liegen kommen. Zwei nebeneinander verlaufende Häuserreihen bildeten so die erste deutsche Straße von Kobadin, die von Nordwest nach Südost gerichtet war. Die Höfe sind von der Straße durch eine andert-halb Meter hohe Mauer abgegrenzt.

Die Hofplätze gehörten, von Südosten angefangen nach Sonnenuntergang:

1. Samuel Drews
2. Johannes Klettke
3. Wilhelm Paul
4. Andreas Reule
5. Jakob Gunsch
6. Christian Hermann
7. Samuel Grieb
8. Wilhelm Klett

9. Jakob Hamann
10. Michael Leyer
11. Simon Gabert
12. Johann Hildebrand

Die gegenüberliegenden Höfe gehörten:

1. Martin Welk
2. Christian Gunsch
3. Michael Kraus
4. Johann Eberle
5. Ferdinand Broneske
6. August Welk
7. Christian Rösner
8. Christoph Rösner
9. Samuel Rösner
10. Karl Steinke
11. Gottlieb Drews
12. Friedrich Deg
13. Johann Schott
14. Karl Deg

Die drei zuletzt genannten kamen im Jahre 1892 hinzu.

Emanuel Leyer, die Seele der Siedlung und ihr geistiger Führer, hatte im Herzen des tatarischen Dorfteiles Hütten und Höfe gekauft, immer in einer Linie mit der letztgenannten Reihe, denn er wollte die deutsche Straße auch nach dieser Seite hin ausdehnen. Und wirklich, das schüchtern angefangene Sträßchen erreichte im Lauf der Zeit die stattliche Länge von anderthalb Kilometern und ist heute die Hauptstraße des Dorfes, die den Marktplatz mit dem Bahnhof verbindet. Bis es aber so weit war, mußte manche Hütte, die im Weg stand, gekauft und niedergerissen werden. Die daraus entstehenden Lasten ruhten auf den Schultern einzelner zielbewußter Männer, die zu allem Überfluß bei ihren Dorfgenossen noch auf Verständnislosigkeit stießen und unbeliebt wurden. Die im ersten Jahr nur schwach ausgefallene Ernte und die bis in den Herbst anhaltende Trockenheit erregte die Besorgnis der jungen Ansiedler. Auf ihre Frage, ob es immer so sei, antworteten die Einheimischen »So ungefähr!« So haben nicht alle gebaut und manche sich sogar wieder mit Abwanderungsgedanken getragen. Begründet scheinen uns auch die vielen Frauentränen, die damals vergossen wurden, und die Sehnsucht der Männer und Frauen nach der Heimat. Oft sprachen sie und noch öfter dachten sie an die schönen Dörfer in Bessarabien, die sie verlassen hatten und wo es sich trotz weniger Land unter Deutschen — lauter Verwandten und Freunden — doch gut leben ließ. Nicht beneidenswert war das Los der Frau. Abgesehen davon, daß sie Mutter vieler Kinder war, die häuslichen Arbeiten verrichtete und von dem wenigen, was sie hatte, möglichst gutes Essen kochte oder doch kochen sollte, hat sie beim Bauen des Häuschens, bei der Feldbestellung und beim Dreschen an der Seite ihres Mannes treulich mitgearbeitet. Von diesen Frauen haben einige

das biblische Alter überschritten, sie sind geistig und körperlich noch rüstig, aber sie gönnen sich auch an ihrem Lebensabend noch nicht die wohlverdiente Ruhe.

Es läßt sich nicht mehr einwandfrei feststellen, wann die zugewanderten Familien eintrafen und sich Heimatrecht erwarben. Im Jahr 1897 waren es schon 58 Familien, und zwar folgende: Wilhelm Binder, Jakob Braun, Eduard und Jakob Brenner, Ferdinand und Johann Broneske, Gottlieb und Samuel Drews, Johann Eberle, Johannes Eßlinger, Michael und Simon Gabert, Ferdinand Grieb, Samuel Grieb alt und Samuel Grieb jung, Christian und Daniel Gunsch, Gottfried Hamann, Christian Hermann, Adolf Hopp, Johann Hildebrand, Wilhelm Klett, Johannes Klettke, Georg Korus, Michael Kraus, Emanuel und Michael Leyer, Friedrich Litz, Jakob Lück, Jakob Lütke, Jakob Metzger, Wilhelm Mix, Friedrich und Michael Ohlhausen, Wilhelm Paul, Christian Pohl, Johannes Radomske, Jakob Reule und Jakob Reule jung, Christian, Christoph und Samuel Rösner, Christian und Johann Schöttle, Jakob Schröder, Georg Schwarz, Friedrich Spier, Jakob Stach, August und Martin Welk, Karl Wilhelm und Johann Zaiser. Diese 52 zählten alle zur evangelischen Kirche. Dazu kommen die Baptisten, die am Gemeindeleben nicht teilgenommen haben: es waren Christian Allmer, Karl Arndt, Friedrich Deg, Johann und Reinhold Dermann, Matthias Nagel ferner der Adventist Andreas Seefried.

Wem es von den Neuen nur irgend möglich war, der nahm in der Verlängerung der deutschen Straße einen Hofplatz, um in der Reihe der ersten Ansiedler zu sein, wenn diese Höfe auch manchem recht teuer zu stehen kamen. Sie sind außerdem während eines Platzregens der Überschwemmung ausgesetzt wie die Plätze Von Jakob Metzger bis Emanuel Leyer. Das Bestreben der Gründer war, alle Deutschen, auch die später kommenden, geschlossen in dem angelegten Viertel zu vereinigen, um einmal leichter eine Kirche und eine Schule zu bauen und erhalten und ungestört den Gemeinschaftssinn pflegen zu können. Leider war und ist der Gedanke nicht so leicht ausführbar. Manche kauften oder pachteten den Tataren Hütten ab, wo eben solche zu kaufen waren oder gerade leer standen. So kam es, daß zwei Fünftel der Deutschen zerstreut im Tatarenviertel wohnten. Der Zufall wollte es, daß gerade diese Deutschen trotz der gleichen Verhältnisse nicht zu dem Wohlstande gelangt sind wie die an der deutschen Straße. Das war denn auch genügend Ursache, die kaum Warmgewordenen in zwei Parteien zu spalten, die »Armen« und die »Reichen«, nach dem alten deutschen Sprichwort: Wo zwei Deutsche sind, müssen drei Parteien sein, jeder ist für sich eine Partei und zusammen bilden sie die dritte.

Im Jahr 1892 rückten zum erstenmal vier Kobadiner zum rumänischen Heeresdienst ein: Jakob Stach, Michael Gabert, Simon Eberle und Johannes Broneske. Sie hatten Rußland verlassen, um nicht dienen zu müssen, und nun meldeten sie sich freiwillig!

Im Jahr 1893 wurden die ersten Deutschen in die Wahllisten eingetragen. Dadurch bekamen sie das Recht, auf den eigenen Namen Land zu kaufen. Infolgedessen löste sich die in Plotzk gebildete Gesellschaft auf. August Rösner war schon im Jahr 1891 ausgeschieden und hatte seinen Anteil an Emanuel Leyer verkauft, weil er zusammen mit seinem Bruder Andreas in Horoslar einen deutschen Dorfteil anlegte. Er galt als der reichste Deutsche in der Dobrudscha.

Um die Dobrudscha zu bevölkern, verteilte die Regierung im Jahr 1894 noch einmal Land. Fünf Deutsche, die inzwischen Bürgerrechte erlangt hatten, bekamen so je 10 ha.

Es waren Matthias Nagel, Johann Dermann, Andreas Seefried, Karl Arndt und Richard Hahn. Dafür mußten sie dem Staat dreißig Jahre lang 2½ Franken jährlich für das ha als Abgabe zahlen. Richard Hahn verlor sein Land, weil er abwanderte, die anderen vier zahlten bis zu Ende und erwarben sich dadurch Eigentumsrechte.

Die Kirchgänger verlassen das Bethaus (Nach dem Gottesdienst verlassen zuerst die links sitzenden Frauen bankweise das Bethaus. Darum sieht man hier nur Männer.)



Im Jahr 1902 bildete sich eine zweite Gesellschaft, um Land zu kaufen. Sie zählte sechzehn Mitglieder und erwarb auf den Namen Christoph Rösner 200 ha. Als ihre Mitglieder Staatsbürgerrechte erlangten, löste sie sich nach zwei Jahren ebenfalls auf.

Seit der deutsche Dorfteil angelegt war, erhielt er, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, dauernd Verstärkung aus Bessarabien und der Dobrudscha. Nur von 1907 — 1918 blieb fast jeder Zuzug aus. Daneben gab es eine ununterbrochene Abwanderung, besonders nach Amerika und Posen. Die meisten Festsitzenden lebten nach dem Wahlspruche: Bete und arbeite! Zuhause lebten sie nicht dürftig, aber bescheiden, sie behielten auch die einfache, in Bessarabien übliche Bauerntracht bei. Für Vergnügungen hatten sie keine Zeit und auch kein Geld übrig, sie hatten zur Genüge erfahren, wieviel Hitze es kostete, bis einer zu Geld kam. Deshalb konnten sie auch das meist durch Getreideverkauf erworbene Geld zurücklegen. Wer sich eine hinreichende Summe erspart hatte, kaufte Land dafür, das war nach ihrer Ansicht die beste Kapitalanlage. Sie sagten: »Stehlen kann es keiner, und verbrennen tut es auch nicht.« Daß mancher sich doch brennen könnte, daran dachten sie nicht. Unverdrossen kauften sie, soviel ihnen angeboten wurde und soweit das Geld reichte. Ein zäher Wille, Unabhängigkeitssinn, Fleiß und Sparsamkeit verhalfen ihnen zu ihrem Wohlstande.

Doch nicht jeder, der Geld und Bürgerrechte hatte, kaufte sich Land. In den ersten Jahren war der Pachtzins bedeutend niedriger als die Landsteuer, die der Staat vom Landbesitzer forderte. Da sagten einige: »Ich wer' doch net domm sei, m'r Land kaufa on fenf

Frank 'em Staat zahla, wenn ich's zu drei Frank pachta kann, on so bleibt's emmer !« Es ist aber nicht immer so geblieben, nur in den ersten Jahren, wo das Land brach lag und nur Dornen, Disteln und Steinklee trug. Schon nach wenigen Jahren erhöhten sich mit der Zunahme der Bevölkerung die Preise aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse und auch des Landes. Wer kein Land hatte kaufen wollen, hatte sein Geld doch ausgegeben und stand nun landlos da. Die bitteren Vorwürfe, die sie sich und andern machten, verbesserten ihre Lage nicht. So kommt es, daß in der jungen Siedlung von Anfang an in den Besitzverhältnissen die größten Gegensätze herrschten.

Friedrich J. Ohlhausen beim Dreschen



Welch strenge Auffassung man in jener Zeit von der Arbeit hatte, zeigt das Wort eines Türken. Der war von Beruf Brunnengräber und kam viel mit den Deutschen in Berührung. Da er nicht dauernd Beschäftigung hatte, nannte er sich »faules Ali.« In seinem gebrochenen Deutsch sagte er: »In Kobadin isch drei Faule. Faules Schullehrer, faules Ali und faules —« hier nannte er einen Deutschen, der mit Vorliebe Handel trieb. Wer nicht mit Anstrengung aller seiner Kräfte arbeitete, galt eben als Müßiggänger.

Die Tataren schauten im Anfang gleichgültig dem emsigen Treiben der Deutschen zu und waren froh, daß sich Kauflustige für ihr Laud fanden, denn von dem Erlös gedachten sie sorglos zu leben. Aber sie mußten die traurige Erfahrung machen, daß das Geld keine unerschöpfliche Quelle ist. Sie klagten eine Zeitlang, dann aber erwachten sie aus ihrer Trägheit, und heute sind sie beim Landkaufen und Pachten nicht zu unterschätzende Mitbieter.

Vor dem Weltkrieg gab es ungefähr zehn rumänische Familien in Kobadin, heute hat sich ihre Zahl schon um das Vier- bis Fünffache vergrößert.

Im Oktober 1891 wird Emanuel Leyer das erstemal als »delegatul catunului nemţesc«, als Beauftragter der deutschen Siedlung vereidigt und vom Präfekten bestätigt. Seitdem haben die Deutschen ihre Vertreter in der Primaria, der politischen

Gemeinde (Consiliul communal). Die meisten waren sich ihrer Aufgabe bewußt und haben ihre Pflicht getan. Nur einzelne mißbrauchten das in sie gesetzte Vertrauen zum eigenen Vorteil oder ließen sich gar zum Schaden der ganzen Gemeinde als willenslose Werkzeuge gebrauchen. Sechs von ihnen bekleideten zugleich das Amt des Schulzen oder Bürgermeister, des Primars, so Emanuel Leyer sechs Jahre, Gottfried Klett ein Jahr, Christoph Rösner zwei bis drei Monate, August Klett anderthalb Jahr, Julius Jakobi sechs Monate und ebensolang Daniel Drews.

Für sich bilden die Deutschen eine Deutsch-evangelische Gemeinde, die die Kirchen- und die Angelegenheiten der deutschen Schule, ferner die Hirten- und Weidensachen zu verwalten hat. Diese letzten regelt der Hirtenschulze, der jährlich gewählt wird. Der diesjährige ist Gotthilf Kraus. Am 31. Dezember jedes Jahres muß der Hirtenschulze Rechnung ablegen. Wer seinen Jahresbeitrag nicht bezahlt hat, wird in der Gemeindeversammlung als Schuldner abgelesen und verliert sein Stimmrecht.

Ackerbau und Viehzucht in Kobadin.

Der Ackerbau war sehr lohnend und warf auch bei mangelhafter Bearbeitung gute Ernten ab. Deshalb wohl auch hat sich der Kobadiner so gut wie gar nicht mit der Düngung seines Feldes befaßt. Auch die Getreidepreise waren zufriedenstellend. So blieb den Bauern ein verhältnismäßig großer Reingewinn. Das spornte zum Wetteifer an. Land erhielt jeder um geringe Pacht, soviel er nur säen konnte, hauptsächlich von den beiden Brüdern Leyer, die das meiste Land hatten. Die Pacht betrug im Anfang nur ein Achtel der Körnerernte. Mit der Zunahme der Bevölkerung hielt die Nachfrage nach Land gleichen Schritt, und die Pacht stieg auf ein Drittel. Heute wird dem Besitzer schon die Hälfte der Ernte gegeben. Wer nicht leichtfertig mit dem Gelde umging und nicht Unglück hatte, kam zu Wohlstand. Angebaut wurde in erster Linie Gerste, Weizen, Hafer, Mais und Ölfrüchte, seltener Hirse, »Moh-hei«, — ungarisch Mohar, eine Futtergrasart — Bohnen und Wassermelonen, Klee so gut wie gar nicht und Kartoffeln nur knapp so viel wie der Haushalt brauchte.

Die Ernte ist natürlich sehr vom Wetter abhängig. Fünf Mißjahre haben die Kobadiner aushalten müssen. 1899 gab es eine vollkommene Mißernte: der ausgestreute Samen ging nicht auf.

Gesät wird vom Februar bis zum April je nach der Witterung. Zum Schnitt ist das Getreide im Juli. Gedroschen wird es im Freien auf die im Orient übliche Weise. 7—800 kg Körner vom Hektar ist der Durchschnittsertrag, bei günstiger Witterung 1500 kg. Der Mais wird im Oktober reif zum Heimholen. Das Abbrechen der Kolben vom Stengel nennt man Popscheibrecha. Das Entblättern der Maiskolben, das sogen. Popscheiblatta, geschieht abends im Schuppen. Die entblätterten Kolben werden in anderthalb Meter breiten, luftigen Bretterställen, den Popscheiställen, aufbewahrt und erst nach Weihnachten entkörnt. Dazu dienen die Maisrebbler.

Spreu, Gerstenstroh und Maisstengel dienen als Futter für Pferde, Kühe und Schafe, Weizen- und Haferstroh finden Verwendung als Brennmaterial, sowohl in der Küche zum Kochen und Backen wie auch im Winter zum Heizen der Wohnräume. Das Stroh der Ölfrüchte, Flachs und Rapsstroh ist bevorzugtes Heizmittel, weil es große Hitze

entwickelt und sehr wenig Asche hinterläßt.

Schon in den Jahren vor dem Kriege arbeitete jeder nach hiesigen Begriffen stärkere Bauer mit modernen landwirtschaftlichen Geräten. Getreidereiniger, Putzmühle genannt, Maisrebbler, Sämaschine (Streu- und Reihensäer), Erntemaschine (einfache und Binder) waren schon unentbehrlich. Ja sogar fünf kleine und vier Dampfdreschmaschinen waren in deutschem Besitz.

Eine der neuen Straßen



Wenig Wert legte der Kobadiner auf Hornvieh. Nicht selten war daher mancher Bauernhof im Winter ohne Milch. Erst im Frühjahr auf einer fetten Weide erholten sich die Kühe wieder. Das Futter, das ihnen im Winter gereicht wurde, schützte sie gerade nur vor dem Hungertode. Und wenn die Kühe schon einmal Kraftfutter erhielten, so geschah es nur auf das energische Einschreiten der Bäuerin.

So sparsam, ja geizig der Bauer seinen Kühen das Futter zureichte so freigebig war er, wenn es sich um seine Pferde handelte. Ohne Bedenken schüttete er den vierten Teil seiner Körnerernte als Pferdefutter für den Winter auf den Hausboden. Den Pferden widmete er seine ganze Sorgfalt, denn nur wer viel Pferde hatte, konnte viel säen. Jedem Gast wurde mit Stolz der Pferde-reichtum gezeigt, und deutsche Pferde waren auf den Märkten der Dobrudscha die gesuchtesten. Karamurat nahm den ersten Platz ein und Kobadin den zweiten.

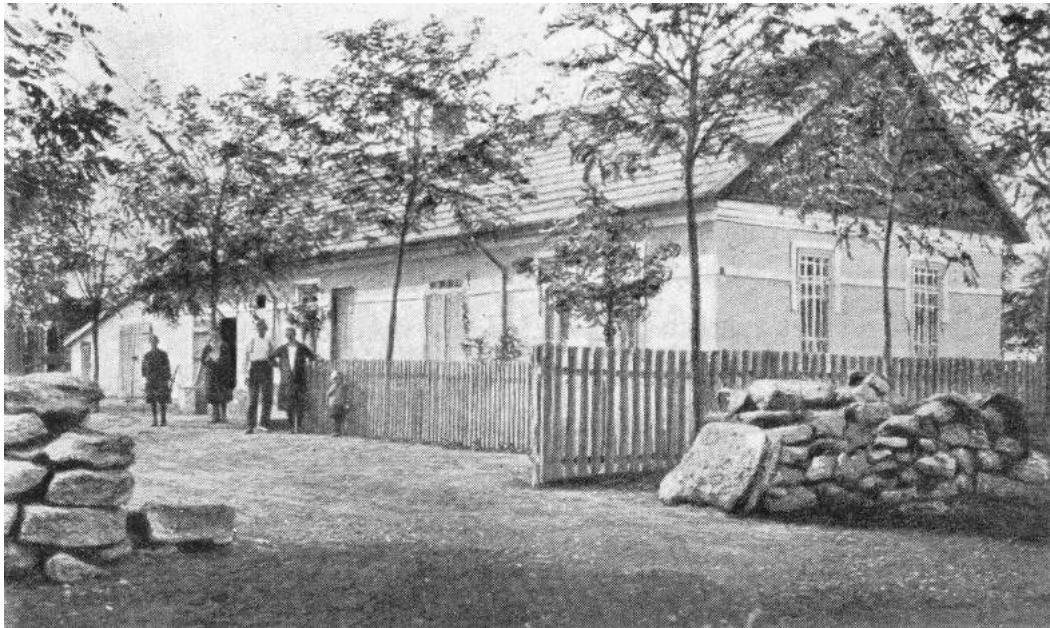
Wohl war dem Ackerbau und der Pferdezucht das Hauptaugenmerk zugewandt, aber die Bäuerin deckte doch fast alle Ausgaben im Haushalte von den Einnahmen, die sie von den Kühen, Schweinen und der Geflügelzucht hatte. Der Bauer hielt es unter seiner Würde, diesen dankbaren Haustieren seine volle Beachtung zu schenken.

Dieses friedliche Leben und emsige Vorwärtsschreiten konnte auch der Feldzug gegen die Bulgaren im Sommer 1913 nicht stören, denn er dauerte nur vom Juni bis zum August und verlief ohne Blutvergießen. Auch 24 Deutsche aus Kobadin beteiligten sich: das waren die im aktiven Heeresdienst stehenden und das erste Aufgebot. Auch Pferde

und Geschirr wurden den Kobadinern weggenommen, im Herbst erhielten sie es jedoch wieder, und Fehlendes wurde vergütet. Die Zurückgebliebenen konnten die Erntearbeiten mit einiger Anstrengung bewältigen, und nach der Rückkehr der Krieger kamen Handel und Wandel wieder in den gewohnten Gang.

Im Jahr 1914 wurde die Eisenbahn Medschidia-Basartschik (Bazargic) in Betrieb genommen, und Kobadin bekam seinen eigenen Bahnhof.

Haus des Smanuel Metzger in der neuen Straße; Aufnahme von Fritz Müller



Kobadin im Weltkrieg.

Erst dem europäischen Völkerkrieg war es vorbehalten, das friedliche und arbeitsreiche Leben in Kobadin zu unterbrechen und zu zerstören. Am 15. August 1916 trat Rumänien in den Krieg ein.

Schon immer hatte man aus dem Munde der Einheimischen hören können, die Dobrudscha sei von der Vorsehung zum Schauplatz sich bekämpfender Mächte ausersehen worden und nicht zum Wohnplatz friedlicher Ackerbauer. Das bewiesen der Krimkrieg von 1854, der Russisch-türkische Krieg 1877, der Feldzug von 1913 und nun der Weltkrieg.

Von 1914 bis 1916 mußten die Kobadiner zuschauen, wie dem vorher deutschfreundlichen Wirtsvolke eine deutschfeindliche Gesinnung einge-redet wurde, die lange anhielt und sich in argen Ausschreitungen äußerte.

Trotzdem viele den Krieg witterten, traf er doch alle unvorbereitet. Die Ernte konnte gerade noch vor Toresschluß eingebracht, gedroschen und geborgen werden, aber die Zeit reichte nicht mehr aus, das Getreide zu verkaufen, und so blieben Speicher und Stallungen gefüllt zurück. Die aufgespeicherte Ernte war dann eine willkommene Beute freundlicher und feindlicher Truppen. Der Mais war noch unreif und blieb auf dem Felde, und die kämpfenden Truppen suchten die Maisfelder gerne als Deckung auf.

Die Waffenfähigen, 57 an der Zahl, waren einberufen, Männer und Jünglinge.

Dreizehn meist alte Männer und auch drei Frauen wurden verhaftet und in die Moldau verschickt. Ausgangs September, als es klar am Tage war, daß Kobadin dem Feind in die Hände fallen sollte, wurden auch Frauen und Kinder zwangsweise ausgesiedelt. Sie sollten alles zurücklassen, nahmen aber doch Wagen, Pferde und Nahrungsmittel mit, die Vorsorglicheren sogar Haustiere und von den Sachen, was sich auf den Wagen verpacken ließ; und nun irrten sie als heimatlose Flüchtlinge in der nördlichen Dobrudscha umher. Einige erreichten sogar Braila — bis die Kämpfenden wie eine wilde Jagd über sie hinwegstürmten und die feindlichen deutschen Truppen sie auffingen und in ihren Heimatsort zurückschickten. Wunderbarerweise ist niemand von den Geflüchteten von einer Kugel getroffen worden, obgleich alle ins Feuer gekommen waren, manche sogar zweimm- und dreimal.

Unterdessen war das von der Bevölkerung geräumte Dorf Kriegsschauplatz geworden und beherbergte nacheinander rumänische, russische, bulgarische, türkische und deutsche Truppen. Von Weihnachten 1916 bis zum Ende des Krieges gehörte Kobadin zu dem von der deutschen Etappe verwalteten Besatzungsgebiet, und das Dorf hatte einen deutschen Offizier als Ortskommandanten. Kobadin von Deutschen und in deutscher Sprache verwaltet!

Die deutschen Soldaten haben Ordnung geschaffen. Noch waren viele Gefallene nur oberflächlich verscharrt oder gar nicht und waren Nahrung der herrenlosen und verwilderten Hunde; die Luft war von Leichengeruch geschwängert. Durch das schnelle Eingreifen der Etappenverwaltung wurden die Leichen bald begraben und so einer Krankheit vorgebeugt. Am Südende des Dorfes legten die Deutschen später einen Heldenfriedhof an, Freund und Feind erhielt einen Grabstein mit der Inschrift: Ein tapferer Krieger. Im Jahr 1926 wurden alle Gebeine der in der Dobrudscha Gefallenen ausgegraben und in Mirtscha Woda (Mircea Voda) bei Medschidia in einem Sammelfriedhof beigesetzt, auch ein schönes Denkmal wurde errichtet, die von den Deutschen angelegten Friedhöfe dagegen beseitigt.

Im Dezember 1916, kurz bevor die Bulgaren den Deutschen Platz machten, trafen die ersten Vertriebenen wieder ein, und im Lauf des Winters vereinzelt und schüchtern noch andere. Bis zum Frühjahr 1917 waren 71 Personen zurückgekehrt, nämlich: Christine Drews II, Lukadia Seefried, Elisabeth Welk, Dorothea Schöttle, Maria Kraus, Johann Tillmann, Maria G. Klett, Mathilde Stach, Luise Rösner, Christoph Rösner, Nathanael Rösner, Lydia Schröder, Jakob Lück, Reinhold Lück, Matthias Nagel, Luise Nagel, Magdalena Schwarz, Christine Wilhelm, Maria Schlaps, Christine Metzger, Luise Ohlhausen, Christine Ohlhausen, Jda Klett, Maria Würth, Christine Drews I, Samuel Grieb, Berta Lück, Hulda Gabert, Eva Leyer, Mathilde Leyer, Jda Leyer, Maria Klett alt, Maria Grieb I, Maria Grieb III, Christian Hermann, Maria Drews, Wilhelm Binder, Johannes Hermann, Salomine Hopp, Wilhelmine Schröder, Christine Tillmann, Martha Metzger, Lydia Hillius, Lydia Dermann, Friderike Bobermann, Karoline Kling, Magdalena Götz, Karl Dermann, Magdalena Edinger, Friedrich Allmer, Karl Arndt, Salomine Schöttle, Magdalena Rothärmel, Dorothea Schalo, Theresia Allmer, Maria Allmer, Magdalena Allmer, Wilhelmine Brenner, Christine Radomsky, Eva Tappert, Philippine Habermann, Karoline Prieß, Martin Schmolke, Maria Karabanov, Maria Wangeli, Helene

Dermann, Susanne Tillmann, Magdalena Kämpf, Martha Brenner, Elisabeth Hamann, Magdalena Graf.

Sie fanden ihre Häuser von bulgarischen Soldaten bewohnt, viele beschädigt, aber nur drei von Granaten getroffen. Stallungen und Speicher waren leer, die Haustiere verschwunden, das Ackergerät zertrümmert, die Felder von Schützengräben, »Wolfsgruben« und Granattrichtern zerwühlt. Noch heute sind nicht alle Schützengräben zugeschaufelt. »Mutter, wein net, 's isch halt Krieg«, mit diesen Worten versuchte ein elfjähriger Knabe seine Mutter zu trösten.

Nur schwer fanden sie sich wieder zurecht. Der Kobadiner Deutsche war die militärisch straffe Zucht und Ordnung gar nicht gewöhnt und ließ sich bald Verstöße zuschulden kommen, er wurde bestraft und wurde unzufrieden, was er übrigens fast immer ist. Vielleicht ist er es auch deshalb geworden, weil das außerdienstliche Verhalten der Feldgrauen manchmal zu wünschen übrig ließ, besonders nach starkem Alkoholgenuß, zu dem sie als die Herren des Landes Gelegenheit genug fanden, und den der Kobadiner verabscheute. Er konnte sich eben mit seiner ganz anders gearteten Auffassung des Lebens nicht in die Soldaten schicken, die neben dem Dienst und der Gefahr einen Ausgleich suchen und brauchen.

Im Winter 1916—17 werkten die ohne ihren Ernährer gebliebenen Familien schwerer durch als 1891. Nicht nur, daß sie ratlos dastanden und mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatten — zwischen Eltern und Söhnen, zwischen Gatte und Gattin lag die unerbittliche Feuerlinie. Die heranwachsende Jugend war ihrem Schicksal überlassen, einige halbwüchsige Bürschlein verwechselten oft und gerne die Begriffe Mein und Dein. Damals bürgerte sich in der Kobadiner Mundart der tatarische Ausdruck »jammen« ein und hat für eine Zeitlang das Wort »stehlen« vertreten. Die Helden meinten, das fremde Wort schönere ihre Tat. Es genügen aber Gott sei Dank die Finger einer Hand, sie alle aufzuzählen.

Dieses aufreibende Leben zwischen Hoffen und Bangen dauerte zwei Jahre. Nachrichten von den im Feld Stehenden und den Verschleppten hatte man nicht erhalten. Gewißheit brachte erst das Jahr 1918, doch war sie für manche noch schlimmer als die jahrelange Sorge. Nach dem Sonderfrieden von Bukarest kamen Krieger, Gefangene und Verschleppte einzeln oder in Gruppen nachhause. Hauptsächlich den Verschickten konnte man die überstandenen Leiden von den Gesichtern ablesen. Sie waren kraft- und mutlos und hatten fast alle schon mit dem Leben abgeschlossen. Aber mit der Zeit ermannten sie sich im Kreise der Ihrigen wieder und faßten neuen Mut. Einer der Ältesten, der in der Verbannung am schwersten zu tragen hatte und nachher von ähnlichem Schicksal betroffen wurde wie Hiob, ein Mann, dessen Gestalt wohl gebeugt ist, dessen Geist aber sich nicht beugen läßt, sagte: »Gott legt mir schwere Lasten auf, damit ich das Tragen nicht verlerne.« Das Zusammengehörigkeitsgefühl, das schon der Beginn des Krieges geweckt hatte, wurde immer inniger, und es schien, als könnte kein Unfriede mehr die Eintracht im Dorfe stören.

Nicht mehr zurückgekehrt sind 24 Deutsche. Achtzehn sind als Soldaten gefallen: Friedrich Tillmann, Adolf Hopp, Eduard Gabert, Emanuel Drews, Jakob J. Metzger, Christoph Ch. Rösner, Jakob F. Grieb, August Schalo, Emanuel Seefried, Martin Seefried,

Martin Schröder, Christian Ch. Hermann, Karl Nagel, Georg Kling, Lehrer Wilhelm Brenner, Emanuel Hillius, Gottlieb Will, Johann Schmolke. In der Verbannung gestorben sind fünf: Jakob Brenner, Jakob Schröder, Gottlieb Drews, Friedrich Tappert und Heinrich Esch. Verschollen ist Alexander Edinger. Verwundet wurden August Klett, Martin Lück, Georg Schwarz, Friedrich Götz und Emanuel Grieb. —

Der Krieg war zu Ende, der lang ersehnte Friede da. Aber die zwei Kriegsjahre und mehr noch die Folgen des unglückseligen Krieges, dazu die zerstörten Wirtschaften lasteten schwer auf den heimgekehrten Familienhäuptern. Es fehlten die Lebensmittel, es fehlte die Saat, das Ackergerät, die Pferde; und es war auch nicht vorauszusehen, wie und wo das nötige Geld zu bekommen wäre, um das Fehlende zu ersetzen. Mutlos lies manch einer den Kopf hängen. Undurchdringlich schwarz wie die Nacht lag die Zukunft vor ihnen. Kein Weg schien sich aufzutun, um aus diesem Jammer herauszukommen. Zu allem Elend verbreitete sich im Herbst 1918 noch die Krätze, wahrscheinlich von den Heimkehrenden aus der Moldau eingeschleppt. Das amerikanische Rote Kreuz verteilte zwar damals Mehl und auch Kleidungsstücke an die Ärmsten, aber das war ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Das sonst nicht gekannte und verschmähte Gerstenbrot war bis zur nächsten Ernte die Hauptnahrung. Denn Gerste ist von den Frauen und Zurückgebliebenen gesät worden, die deutschen Soldaten hatten die Dampfmühle hergerichtet, die mit zwei Steinen ohne Sieb arbeitete.

Schließlich war es die Arbeit, die Trösterin des Menschen, die das Elend vergessen half. Mit den von den Frauen geretteten Pferden und mit geborgter Saat konnte man ein Drittel des Feldes anbauen, da man bei den Bewohnern von Dörfern, die der Krieg verschont hatte und die nicht geflüchtet waren, Saat auf Abzahlung nach der Ernte, ja sogar Geld erhalten hatte. Die Ernte fiel ziemlich gut aus, und so war die Not gestillt. Der Bauer hatte wieder einen Anfang gefunden, und heller blickte jedes Auge in die Zukunft.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Weltkrieg.

Nach dem Weltkrieg machte das Dorf eine bedeutsame Wandlung durch. Zur Veränderung der Verhältnisse trugen bei die Enteignung und Neuverteilung des Bodens, ferner die Schwankungen des Geldwertes, die Eröffnung eines Getreidemarktes und schließlich die Zuwanderung

Durch die Agrarreform vom Jahr 1919 wurden alle Landbesitzer, die mehr als 100 ha ihr eigen nannten, zwangsweise enteignet, sie mußten von dem, was über 100 ha hinausging, einen bestimmten Prozentsatz abgeben. Von dieser Enteignung sind auch vier deutsche Kobadiner betroffen worden. Michael Leyer verlor 391½ ha, Emanuel E. Leyer 200 ha, Wilhelm Klett 96 ha und Christoph Rösner 95 ha. Den Enteigneten wurde das ha mit 1600 Lei eingeschätzt, dafür erhielten sie Staatspapiere, die sich mit 5% verzinsen, beim Verkauf jedoch die Hälfte ihres Wertes einbüßen. Von dem enteigneten Land erhielten alle landlosen rumänischen Staatsbürger, die am Krieg teilgenommen hatten und einen Militärentlassungsschein vorzeigen konnten, je 5 ha, und wer weniger als 5 ha besaß, bekam das noch Fehlende. Die Söhne landbesitzender Eltern jedoch erhielten nichts, auch wenn sie alle erforderlichen Papiere besaßen. Auf diese Weise gelangten 221 ha wieder in deutsche Hand; 41 Deutsche erhielten je 5 ha, einer 3½ ha, drei je 2½ ha,

einer erhielt zwei und drei je ein ha. Volles Eigentumsrecht bekamen sie aber erst nach Zahlung von 5500 Lei für alle 5 ha. Die Kriegswaisen bekommen außerdem bis zu ihrer Mündigkeit eine Unterstützung, die Kriegswitwen lebenslänglich.

Die Geldentwertung und das dadurch hervorgerufene Emporschnellen der Preise aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse verhalf den Landleuten zu nie geträumten Summen. Aber dieses Geld gaben sie ebenso schnell wieder aus, und viele versäumten es, sich Gegenwerte anzuschaffen. Erfreulicherweise haben sie aber doch alle ihre Wirtschaft verbessert. Nur die Pferde sind in Bezug auf Zahl und Güte stark im Rückschritt begriffen: dem Kobadiner verging die Lust an schönen Pferden, weil nach den Angaben der Tierärzte die Rotzkrankheit wütete und manches schöne, fette und wertvolle Tier als rotzkrank erschossen worden ist.

Umso größere Sorgfalt verwendete man jetzt auf die Kühe. Verschiedene Versuche, die Milcherzeugung zu erhöhen und die Milch besser zu verwerten, scheiterten allerdings in ihren Anfängen. Einige erwarben sich auch wieder ansehnliche Mengen Land, Ferdinand Schlaps brachte es sogar von 10 ha auf 125 ha.

Bisher war der Körner- und Getreideverkauf fast die einzige Einnahmequelle. Die letzten Jahre haben aber gezeigt, daß es um unsere Zukunft traurig bestellt ist, wenn wir uns nicht noch andere Verdienstmöglichkeiten schaffen.

Robert Würth verlegte sich auf eine ausgedehnte Geflügelzucht, um zu zeigen, daß man sich mit wenig Kosten eine starke Einnahmequelle schaffen kann.

Schon 1908 hat man versucht, die edle Rebe anzubauen. Die Weingärten sind aber während des Weltkrieges vollständig vernichtet worden. Nach dem Krieg ist die amerikanische Rebe aufgetaucht und angepflanzt worden. Sie verlangt weniger Sorgfalt und Pflege und liefert einen zwar minderwertigen, aber doch trinkbaren Wein, der auch Absatz findet. Seit 1930 ist jedoch das Anpflanzen der wilden Rebe als gesundheitsschädlich verboten. Obschon annähernd 100 ha mit Reben bepflanzt sind, ist der Weinbau doch immer nur als Liebhaberei betrieben worden. Emanuel Leyer, Karl Wilhelm und Emanuel Rösner haben sich damit eingehend beschäftigt, und es hat sich herausgestellt, daß der Weinbau in Kobadin bei sorgfältiger Pflege ein sehr lohnender Erwerbszweig werden kann. Allerdings wird Emanuel Leyer mit seinen Bemühungen, die edle Rebe wieder einzuführen, der Kostspieligkeit halber vor der Hand keine Nacheiferer finden. Und inzwischen — 1932 — ist der Rebbau in der Ebene gänzlich verboten worden!

Auch Handwerk und Gewerbe nahmen einen bedeutsamen Aufschwung. Sechs Zementziegelstühle wurden aufgestellt, zwei von Daniel Drews, zwei von Wilhelm Klett und je einer von Reinhold Lück und Johann Menyes. Sie versorgen nicht nur Kobadin mit Dachziegeln, sondern auch die umliegenden Dörfer. Rudolf Rüb eröffnete eine bessere Reparaturwerkstätte für landwirtschaftliche Maschinen und eine kleine Gießerei. Sie brachte viel Arbeit und guten Verdienst, ist aber noch vor dem allgemeinen Preissturz zusammengebrochen. Von den Handwerkern war Georg Schwarz als unermüdlicher Arbeiter und guter Schmied geschätzt, wie sich überhaupt gar mancher zum wohlhabenden Manne emporgearbeitet hat. Auch zwei Maurermeister verdienen genannt zu werden: in den ersten Jahren Adam Rößler und nach dem Krieg Gottlieb Kols; sie haben die meisten Häuser gebaut.

Für sie alle waren die Jahre 1921—1928 eine goldene Zeit. Die fünf Schmiede, vier Wagner, vier Tischler, drei Zimmerleute, drei Sattler, drei Maurer der Schuster und zwei Flickschuster konnten zeitweilig die Arbeit nicht bewältigen. Eine Genossenschaft, bestehend aus Christoph Rösner, seinen Söhnen Nathanael und Eduard und Johannes Kraus, baute eine bessere Bauernmühle mit drei Paar Walzenstühlen und hydraulischer Ölpresse, sie wird von einem hundertpferdigen Motor betrieben. Da Christoph Rösner ausgeschieden und Nathanael Rösner gestorben ist, liegt die Leitung der Mühle jetzt in den Händen von Eduard Rösner. Auch die schon genannte alte Mühle wurde ausgebaut. Beide wetteiferten miteinander und liefern gutes Mehl. Zwei kleine Kaufläden taten sich auf.

Haus des Friedrich Müller (Billigste Bauart. Fundament $\frac{1}{2}$ m Steine, Mauern von »Patzen« (an der Luft getrocknete Lehmziegel), Dach aus Zementdachziegeln)



Für schweres Geld erstanden einige sieben Motorpflüge, fünf Autos und drei Radios. Mancher machte Schulden, ohne zu überlegen, und das sollte ihm später zum Verhängnis werden. Das Leben kam in schnelleren Gang.

Das Hasten und Jagen hatte keine Ähnlichkeit mit dem schweren, aber sicheren Vorwärtstreiben der Alten. Blinder Eifer trieb sie, schnell und mühelos reich zu werden. Als dann die Preise gerade so schnell wieder sanken, war die große Verwirrung da. Erwachend stöhnte mancher: Herr, die ich rief, die Geister — und meinte die Schulden — werd' ich nun nicht los! Was bei den Alten nicht vorkam und geradezu als Verbrechen galt, ist nun schon eine häufigere Erscheinung: die Zahlungsunfähigkeit.

In den Jahren vor dem Preissturz, als Bessarabien mehrere Mißjahre nacheinander durchmachen mußte, konnten die Wohlhabenderen mehrere Waggons (ein Waggon hat 10000 kg) dorthin schicken und mit der Zahlung warten, bis jene eine gute Ernte

ingeheimst hatten. Seit der Angliederung Bessarabiens an Rumänien entspann sich überhaupt ein sehr reger Verkehr mit den dortigen deutschen Dörfern. Gleich stark zieht es alt und jung hinüber; die Alten, um ihren Geburtsort aufzusuchen, Verwandte wiederzusehen und Jugenderinnerungen aufzufrischen, die Jugend lockt der Reiz des Neuen. Sie will sehen und gesehen werden.

Die Eröffnung des Getreidemarktes brachte weitere Verdienstmöglichkeit. Jährlich werden hier beiläufig 2000 Waggons Getreide aufgekauft und im Bahnhof verladen. Der Getreidehandel liegt in rumänischen, griechischen und jüdischen Händen. Zwei Deutsche sind als Angestellte beteiligt. Die meisten Kaufleute hat der Markt angelockt, sie wohnen erst seit kurzem hier.

Verheiratung von Buben und Mädchen, die sich durch den Krieg verspätet hatten, und massenhafte Zuwanderung vor allem wieder aus Bessarabien veranlaßten eine starke Wohnungsnot, und dank den damals günstigen Verhältnissen wuchsen neue Häuser wie Pilze aus der Erde. Auf beiden Seiten der ersten deutschen Straße und gleichlaufend mit ihr entstanden je zwei neue Straßen, die schon fast fertig ausgebaut sind.

So machte unser Kobadin durchaus den Eindruck einer blühenden, stattlichen Gemeinde.

Man nennt den Kobadiner gerne hochmütig — nicht als ob er mehr Geld hätte, sondern weil er dank den günstigen Verhältnissen sich weiter entwickeln konnte als die andern und weil er es diese vielleicht hat fühlen lassen.

Nach dem »Einwohnerverzeichnis im Bereich der deutschen Etappenverwaltung in der Dobrudscha nach dem Stande vom 15. Februar 1918« zählte Kobadin 384 Deutsche. Im Jahr 1929 waren es 816. Dazu kamen etwa 780 Tataren und Türken und etwa 200 Rumänen, im ganzen also etwa 2000 Seelen. Der weitaus größte Teil der Deutschen beschäftigt sich mit Ackerbau. 25 sind Handwerker, vier haben Zementziegeleien, zwei kleinere Kaufläden, einer treibt Handel mit Eiern und Butter, zwei sind bei Getreidehändlern, mehrere in den beiden Mühlen angestellt, zeitweilig auch einige in den Ziegeleien. Zwei dienen schon längere Zeit als Nachtwächter, und Friedrich Ohlhausen beweist schon seit 35 Jahren als Dorfschütz eine vorbildliche Treue.

Im Jahr 1922 haben sich die Deutschen in der Dobrudscha zum »Verband rumänischer Bürger deutscher Abstammung in der Dobrudscha« zusammengeschlossen. Am 17. März 1924 ist der Verband durch die Eintragung seiner Satzung beim Tribunal in Konstanza gerichtlich anerkannt worden. Kobadin bildet eine Ortsgruppe, deren Vorsitzender zur Zeit Ferdinand Schlaps ist. Auch der Kobadiner hat den festen Willen, sich zu behaupten, wirtschaftlich und in seinem Deutschtum.

Auf den Preissturz, der die Landwirtschaft traf, folgte die allgemeine Wirtschaftsnot, die Rumänien und die ganze Welt ergriffen hat; sie ist auch in unser Dobrudscha-Dorf eingedrungen. Wohl sind die Ernten 1931 und 1932 ziemlich gut ausgefallen, aber sie brachten nur wenig Geld, und die Gläubiger konnten trotz ihrer Drohungen nicht einmal ihre Zinsen bekommen. Zwar bemüht sich die neue Regierung, den verschuldeten Bauern durch ein Gesetz zu Hilfe zu kommen, aber wenn der Bauer nun auch einstweilen Ruhe hat, Geld ist doch nirgends aufzutreiben. Im allgemeinen hat man sich bereits an die Geldknappheit gewöhnt, man betrachtet sie schon als etwas Selbstverständliches und

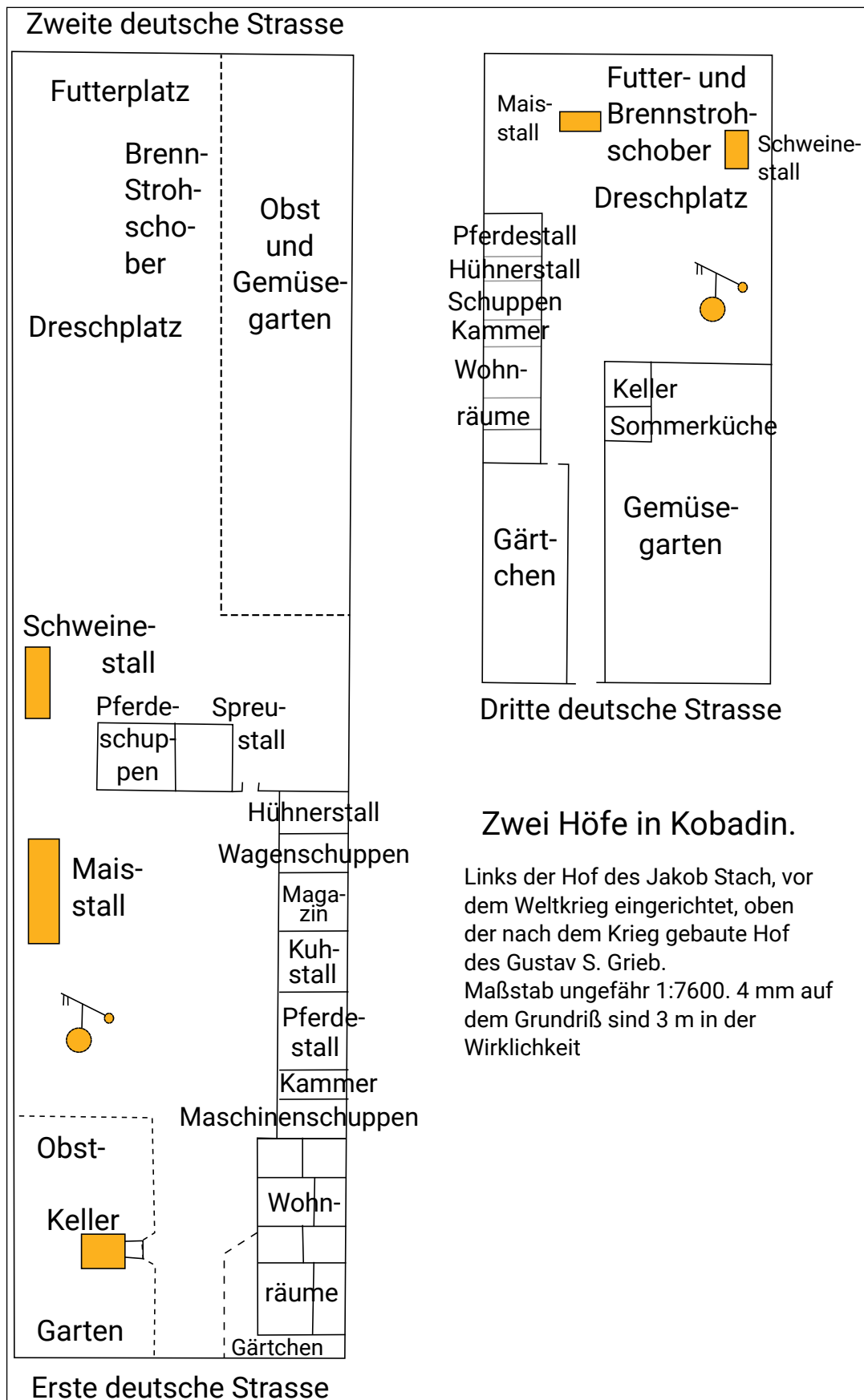
jammert nicht mehr darüber. Wie anderwärts stellt man sich eben wieder auf die Naturalwirtschaft um. Aber groß sind die Sorgen, mit denen auch wir in die Zukunft blicken, und niemand weiß, wie es weiter gehen soll.

Eine Reihe von Unglücksfällen seien angeführt, sie brachten tiefe Trauer in manches Haus.

Gottfried Klett zerquetschte sich in der Mühle die Hand und starb an Blutvergiftung. Jakob Drews büßte in seinem vierzehnten Jahre infolge eines Unglücksfalles sein Gehör ein. Emanuel Hopp spielte mit einer auf dem Felde gefundenen Handgranate, die explodierte, und er verlor ein Auge. Zwei Knaben des Ferdinand Schlaps und ein Bube des Konstantin Karabanov ertranken in einer Grube, in der sich, wie nach jedem Platzregen, Wasser angesammelt hatte; ein Knäblein des Jakob Metzger fiel in einen Brunnen und ertrank, und ein Knabe des Johannes Kraus wurde von einem scheu gewordenen Pferde überrannt und erlag seinen Verletzungen. Der 18jährige Emanuel Hermann wollte auf einer Hochzeit mit einer selbstgefertigten Pistole schießen, das Rohr platzte, ein Eisensplitter drang ihm ins Hirn, und am anderen Tag war er eine Leiche.

Kirche und Schule.

Aus Kirche und Schule wurde von Anfang an die gleiche Sorgfalt verwendet. Vom ersten Sonntag an, den die Deutschen in Kobadin verbrachten, hielten sie in ihren Wohnräumen Gottesdienst ab. Die Predigt wurde von Emanuel Leyer und in seiner Abwesenheit von andern aus einem Predigtbuch verlesen, bis im Herbst 1891 der Bauer Ferdinand



Zwei Höfe in Kobadin.

Links der Hof des Jakob Stach, vor dem Weltkrieg eingerichtet, oben der nach dem Krieg gebaute Hof des Gustav S. Grieb.

Maßstab ungefähr 1:7600. 4 mm auf dem Grundriß sind 3 m in der Wirklichkeit

Broneske als Lehrer angestellt wurde. Ihm oblagen auch die anderen Amtshandlungen: Beerdigungen, Taufen und Trauungen, nur bedurften die beiden letzten der Bestätigung durch einen Geistlichen. Gleichzeitig wurde August Welt ein Zimmer abgemietet, in dem fortan an Sonn- und Feiertagen Gottesdienst und an den Wochentagen Schule abgehalten wurde. Nach den Angaben des Lehrers Eduard Brenner war die Stube vier Meter lang, drei Meter breit und nur zweieinhalb Meter hoch, sie hatte also einen Rauminhalt von nur 30 cbm! Im Jahre 1893 besuchten 70 Kinder die Schule! In diesem Jahr erwarb die Gemeinde das Haus des Karl Deg, der wieder abgewandert war, und schuf durch Entfernung der Mittelwand einen geräumigen Saal, der seiner Bestimmung schon besser entsprach. Auch eine Glocke, die man schon sehr vermißt hatte, konnte gekauft und in einem hölzernen Glockenstuhl untergebracht werden. Der erste Glockenruf in Kobadin soll viele heiße Tränen hervorgerufen haben: man verglich in der Erinnerung Kobadin mit den bessarabischen Heimatdörfern. Doch das harte Bauernleben läßt eine weiche Stimmung nicht lange aufkommen. Im Jahr 1912 erstand die Gemeinde eine zweite, größere Glocke, die aber die Deutschen im Weltkrieg beschlagnahmten und herunterholten. Seitdem teilt die alte Glocke wieder allein Freud und Leid mit den Kobadinern. Sein Ohr ist schon so vertraut mit ihrem Ton, daß er deutlich unterscheiden kann, ob sie zum Kirchgang mahnt oder ob sie ihn dringend um Hilfe ruft, wenn Feuer ausgebrochen ist, oder ob sie klagend verkündet, daß einer von ihnen seinen Erdenlauf beendet hat.

Schon nach drei Jahren konnte der Saal nicht mehr alle Kirchgänger fassen, und so nahm die Gemeinde in dem sehr regenreichen Jahr 1897 den Bau eines Bethauses nebst einer Lehrerwohnung in Angriff, schon im folgenden Jahr konnte es eingeweiht werden. Es steht in der Reihe mit den Wohnhäusern, ist aber mit der Längsseite der Straße zugekehrt. Nach bessarabischer Art gebaut, zeichnet es sich durch schlichte Einfachheit aus. Der Bauplatz, ein früherer Tatarenhof, wurde von Georg Kornis gekauft, der wieder abwanderte. Die Gesamtauslagen beliefen sich auf 8196 Lei*40 Bani. Davon hat der Oberkirchenrat in Berlin 3083 Lei zu niedrigem Zinsfuß vorgestreckt, 1834 Lei gingen durch Sammlungen ein, 3279 Lei 40 Bani sind von 29 Gemeindemitgliedern beigesteuert worden. Die Fronarbeiten wurden freiwillig geleistet. Auch ein Harmonium wurde gekauft.

Im Jahr 1908 ist der Kirche gegenüber eine Wohnung für den Lehrer gebaut worden; den Bauplatz, auch ein ehemaliges Tatarengehöft, hat Michael Leyer geschenkt. Die an das Bethaus angebaute Lehrerwohnung wurde in einen Schulsaal umgewandelt, das alte Schulhaus wieder an einen Bauern verkauft. Die Kosten der Lehrerwohnung betrugen 2938 Lei 77 Bani. Der Oberkirchenrat unterstützte den Bau mit 1230 Lei 60 Bani. 1702 Lei 17 Bani steuerte die Gemeinde bei.

Im Jahr 1912 wurde der Kirche gegenüber und neben der Lehrerwohnung ein drittes Gebäude ausgeführt, bei dem auch die Gemeinden Sarighiol und Mamuslia mithalfen. Der Platz wurde von Michael Leyer gekauft. Das war das »Konfirmandenhaus«: Hier sollten die vierzehnjährigen Kinder vor der Schulentlassung neben dem Konfirmandenunterricht den Winter hindurch auch einen Fortbildungsunterricht durchmachen, das sollte

*Der Leu (Mehrzahl Lei) soviel wie der franz. Franken.

der Anfang einer bescheidenen Mittelschule sein. Der in Aussicht genommene Leiter des Heimes, der Theologe Johannes Zwick, ein Bruder des Rauhen Hauses, hatte sich auch als Gemeindepfleger (Pfarrgehilfe) zu betätigen. Er wurde auch angestellt, aber der Krieg verhinderte die Ausführung dieses Gedankens, und dann veränderten sich die Verhältnisse so, daß man ganz von dem Plane abkam. Das Konfirmandenheim dient jetzt dem Pfarrer als Wohnung.

Die Pastorwohnung — (rechts-, noch nicht verputzt, die deutsche Schule, links die im Krieg zerstörte Lehrerwohnung, nicht ausgebessert.)



Das Gemeindebuch mit den Einnahmen und Ausgaben ist im Weltkriege abhanden gekommen. Der damalige Kirchenvorstand Jakob Metzger hat es mit anderen Dingen in seinem Hofe vergraben und nach der Rückkehr aus der Internierung nicht mehr vorgefunden. So ist es den meisten gegangen, die ihre Sachen auf diese Weise retten wollten.

Bis 1922 gehörte Kobadin zum Kirchspiel Konstanz und unterstand dem Oberkirchenrat A. B. in Berlin. Jetzt bildet unser Dorf mit den evangelischen Gemeinden in Mamuslia, Sarighiol, Faclia, Caratai, Ebechioi, Adschemler, Sofular und Ciobancuius (die jetzt alle rumänische Namen haben) ein selbständiges Kirchspiel, das sich an die Siebenbürgische Landeskirche A. B. anschloß.

Kirchen- und Schulangelegenheiten sind früher von zwei Kirchenvorständen verwaltet worden, seit 1926 vom Presbyterium, bestehend aus einem Kurator und zwölf Presbytern, das alle sechs Jahre neu gewählt wird. Der jetzige Kurator ist Eduard Rösner. Wichtige Angelegenheiten entschied und entscheidet noch heute die Gemeindeversammlung. Alljährlich am 31. Dezember legt auch das Presbyterium Rechnung ab.

Die neun Mitglieder zählende Baptistengemeinde steht für sich da; in allen nicht religiösen Angelegenheiten hat sie sich an die Deutsch-evangelische Gemeinde

angeschlossen.

Durch die Bemühungen Michael E. Leyers, der Vorsitzender des bereits genannten Verbandes rumänischer Staatsbürger deutscher Abstammung war, erhielt die Deutsch-evangelische Gemeinde für Kirche und Schule je 5 ha Land zugeteilt.

Der Krieg hat die Gemeindehäuser auch nicht verschont. Das Bethaus diente den Russen als Lazarett und Schlafstätte. Sie verbrannten Altar, Harmonium und Bänke. Zu Beginn des Jahres 1917 hat der Baptist Matthias Nagel der Ältere das Bethaus gereinigt und den Altar der Baptistengemeinde und die noch vorhandenen sechs Kirchenbänke hineingestellt. Christoph Rösner hielt dann regelmäßig Gottesdienst ab, bis die deutsche Verwaltung im Herbst 1917 Otto Leyer als Lehrer anstellte.

Lehrer Gottlieb Hannemann mit seinem Bläserchor



Anschließend an die Pfarrwohnung ist 1926 eine Schule mit drei geräumigen Sälen und Lehrerwohnungen gebaut worden. Die Gesamtauslagen beliefen sich auf 504457 Lei,*dazu schenkte das Dekanat Bukarest durch Dekan Honigberger der Gemeinde Kobadin 160 000 Lei und Andreas Leyer aus Adschemler 3277 Lei. 331 180 Lei haben die Glieder der Gemeinde beigesteuert. Nur in einem Saal wird unterrichtet, der zweite ist an den rumänischen Kindergarten vermietet. Einen eigenen Kindergarten können wir uns nicht leisten, wir können nur knapp den einen Lehrer bezahlen. Zur Zeit hat die Gemeinde 113 schulpflichtige Kinder, aber nur 99 besuchten die Schule, 55 Knaben und 44 Mädchen. Kinder armer Eltern vernachlässigen vielfach die Schule, weil sie schon früh zur Arbeit herangezogen werden; ein Schulzwang läßt sich nicht durchführen. Übrigens muß die konfirmierte Jugend bis zum achtzehnten Jahr die Kinderlehre besuchen, die der Lehrer alle Sonntagnachmittage abhält.

Im selben Jahr 1926 ist auf einem von der Primaria gekauften Holzplatz auch ein

*100 Lei jetzt etwa 2½ Rm.

Hirtenhaus gebaut worden. Es erforderte einen Aufwand von 31 775 Lei. Die einzelnen Fronarbeiten sind in den Gemeindebüchern eingetragen.

Die Deutsch-evangelische Gemeinde Kobadin besitzt heute also fünf Gebäude: Bet-
haus, Schule, Pfarrerwohnung, Lehrerwohnung und Hirtenhaus, und 10 ha Ackerland.
Außerdem wird schon seit 1926 Geld gesammelt für den Bau einer Kirche, aber nur von
Kobadinern und nur freiwillige Spenden.

Kobadin wurde von folgenden Geistlichen bedient:

1893—1899	Pastor Paul Janke, Kirchspiel Konstanz, Reichsdeutscher
1900—1905	Pastor Theodor Graf, Kirchspiel Konstanz, Reichsdeutscher
1906—1907	Pastor Kurt Peisker, Kirchspiel Konstanz, Reichsdeutscher
1908—1916	Pastor Ernst Meyer, Kirchspiel Konstanz, Reichsdeutscher
1912—1915	Johannes Zwick, Gemeindepfleger
1916—1917	Dr. Linz, Divisionspfarrer, Reichsdeutscher
1918	Hasper, Etappenpfarrer Reichsdeutscher
1919—1920	Pastor Ludwig Fritsch, Siebenbürger
1920—1923	Pastor Josef Scheiner, Siebenbürger
1923—1924	Pastor Kurt Meyer, Kirchspiel Kobadin, Reichsdeutscher
1924—1926	versah Pastor Scheiner die vakante Stelle
seit 1926	Pastor Herbert Hahn aus Bessarabien.

Lehrer in Kobadin:

1891	Ferdinand Broneske
1892	Martin Lang
1892—1896	Eduard Brenner
1897	Heck
1898	Martin
1898—1899	Heinrich Schulz
1899-1900	Eduard Brenner
1900-1901	kein Lehrer!
1901—1914	Gottlieb Hannemann
1914-1916	Wilhelm Brenner, im Weltkrieg gefallen
1916—1917	kein Lehrer!
1917—1919	Otto Leyer
1919—1921	Eduard Leyer
1921—1922	Rudolf Rüb
1922—1923	Otto Oswald
1923—1924	Gotthilf Jörke
1924—1928	Emanuel Rösner
seit 1928	Reinhold Winger

Alle Seelsorger und alle Lehrer haben als gewissenhafte Ratgeber ihr Möglichstes
beim Aufbau Kobadins geleistet. Galten doch die Konfirmanden Kobadins als die am
besten vorbereiteten im ganzen Kirchspiel. Von den Lehrern hat sich Gottlieb Hannemann

besonders verdient gemacht. Er hatte nur die Volksschule besucht, aber durch Selbstunterricht hat er es so weit gebracht, daß jede Gemeinde ihn gerne als Lehrer nehmen wollte. Er widmete seine ganze Kraft der deutschen Schule in der Dobrudscha. Dreißig Jahre hat er als Lehrer gewirkt, davon vierzehn in Kobadin. Er starb 1928 in Tariverde.

Geistiges und religiöses Leben in Kobadin.

Die Jugend besaß stets den Drang nach Erweiterung ihres Wissens. Doch nur wenige von den Bemittelteren wurden von ihren Eltern auf Schulen geschickt, und von diesen haben nicht einmal alle ihr Studium beendet. Fünf Mädchen besser stehender Bauern haben, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, verschiedene Fortbildungskurse in Deutschland mitgemacht: drei waren in einem Weimarer Töchterhort, eine in der Frauenschule in Kaiserswerth und eine in Hamburg; andere weilten in Ploesti, Bessarabien und Siebenbürgen. Eine ist Kindergärtnerin geworden und leitet heute den rumänischen Kindergarten in Kobadin. Von den Buben haben siebzehn eine bessere Bildung: vier haben die Präparandia in Alt-Tschau bei Neusatz an der Oder besucht, drei die Technische Hochschule in Berlin, München und Danzig, jedoch nur vier haben bisher ihren Bildungsgang abgeschlossen; einer hat 1914 das Lehrerseminar, der andere 1930 die Hochschule als Ingenieur verlassen, die beiden letzten haben eine dreiklassige Landwirtschaftsschule besucht. Gegenwärtig sind drei junge Männer auf der Hochschule — einer von ihnen mußte wegen Geldmangels aussetzen — und drei auf der Mittelschule.

Seit 1919 besteht im Dorfe ein Jugendverein, aber er wird nur künstlich am Leben gehalten. Die Jugend weiß nicht recht, wie sie ihre Freizeit verbringen soll. Mit einem Saal, der ihnen unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde, wußte sie nichts anzufangen. Sie im Sommer für Fußball- und andere Spiele zu gewinnen und im Winter zum Lesen guter Bücher zu bewegen, will nur schwer gelingen. Die einige hundert Bände zählende Kirchspielbücherei wird so gut wie gar nicht von ihr benutzt. Immerhin hat sie sich im vergangenen Sommer mehr als bisher im Fußballspiel geübt.

Auch der Gesang wird von der Jugend stark vernachlässigt. Die Burschen versuchen zwar öfters auf der Straße ihrer Jugendkraft durch ein Volkslied Ausdruck zu geben, aber ein solches Lied klingt doch noch so reichlich ungeübt, daß die Alten dieses »abendliche Straßengeschrei« für Ruhestörung erklären und kurzerhand verbieten. Die »Straßenlieder« sind den Stundenbrüdern ein Greuel, und so pflegt die Jugend sie nur im Versteck. Und doch bringt sie es fertig, an großen Feiertagen in der Kirche vor und nach der Predigt vierstimmige Kirchenlieder über Erwarten gut vorzutragen. Der Leiter dieser Singübungsstunden ist immer der jeweilige Lehrer.

Im allgemeinen kann man den Kobadiner als musikliebend bezeichnen. Das bestätigen die sechs Harmoniums, zwei Klaviere und mehrere Patiphone, die sich in Privatbesitz befinden.

Mehr Leben zeigt und zielbewußter arbeitet der unter der Leitung von Frau Ida Klett stehende Frauenverein. Es müssen zwar noch sehr viele Frauen beitreten, wenn er alle Frauen des Dorfes umfassen soll. Und doch hat er, so klein er ist, schon sehr viel Gutes gewirkt. Alljährlich schickt er Unterstützungsgelder an verschiedene

Wohltätigkeitsanstalten; er nimmt sich nicht nur der hilflosen Frauen an, sondern ist bestrebt, die Not aller Hilfsbedürftigen im Dorfe zu lindern. Das dazu nötige Geld treibt er nicht etwa durch Sammlungen ein, sondern durch Verlosen von Handarbeiten und Kleidungsstücken die die Mitglieder angefertigt haben. Er hat auch dem ältesten, aber mittellosen Ehepaar Jakob und Magdalene Lütke in diesem Jahr die Goldene Hochzeit ausgerichtet. Ja, er trägt sich mit dem Gedanken, ein Armenhaus oder Altersheim zu bauen. Allerdings müssen dann alle Frauen des Dorfes ihr Scherflein dazu geben, wenn dieser Gedanke Wirklichkeit werden soll.

Für den Gustav-Adolfverein und für die Mission wird jedes Jahr kollektiert und die Gelder an den Bestimmungsort abgeführt.

Die Kindergärtnerin mit den Kleinen im Schulhof. Die Kinder besuchen den rumänischen Kindergarten. Die Lehrerin ist Kobadinerin



Von dem schon erwähnten Gesang wäre noch zu sagen, daß er am besten in den Versammlungen gepflegt wird. Ein in solcher Versammlung gesungenes Lied ist oft auch für den gleichgültigen Zuhörer eine Herzensstärkung. Die Glieder der Versammlung nennen sich untereinander Brüder und Schwestern. Wer zu ihnen zählen will, muß sich »bekehren«, d. h. umkehren. Zum Umkehren gelangt der Mensch durch ernstes Beten, bis er die innere Überzeugung gewinnt, daß sein Heiland ihm Kraft gibt, einen neuen, Gott wohlgefälligen Lebenswandel zu beginnen. Schon äußerlich kann man dem Bekehrten den inneren Kampf ansehen. Hat er sich in schlaflosen Nächten, auf den Knien betend, die Überzeugung errungen, daß ihm die Willenskraft gegeben wurde zu einem neuen Leben, so kann ihn nichts davon abhalten, dieses für ihn so freudige Ereignis seinen Dorfgenossen mit dem Rufe »Freuet euch mit mir!« mitzuteilen. Und wirklich geschieht nach der Bekehrung das Wunder, daß z. B. eine zänkische Frau nicht mehr zankt, ein starker Raucher nicht mehr raucht, ein leidenschaftlicher Trinker nicht mehr trinkt und wer seinen

Mitmenschen Unrecht tat, das wieder gutzumachen sucht. Man sieht, die Religion ist ihnen Herzenssache. Diese »Brüdergemeinschaft« ist es, die das Ansehen der Deutsch-evangelischen Kirche in dem bunten Völkergemisch Kobadins hoch hält. Die

Die Konfirmanden des Kirchspiels Kobadin. Vorn die Kirchenvorstände von Kobadin, Pastor Hahn und Lehrer Winger



Versammlungen, »Stunden«, haben sich das hohe Ziel gesteckt, ihre Mitglieder zu aufrichtigen und vorbildlichen Menschen zu erziehen, die in Familie und Gemeinde einen unbescholtenen Lebenswandel führen und den weltlichen Vergnügungen entsagen müssen. Sie kämpfen mit allen Mitteln gegen Lügen, Trinken, Rauchen, Kartenspielen, Tanzen und verdammen überhaupt jedes weltliche Vergnügen. Eine Schenke auch nur zu betreten halten sie unter ihrer Würde. So haben es die Alten gehalten, bei den jüngeren »Brüdern« merkt man schon eine gewisse Lauheit. Ihr Grundstein ist Jesus, und ihre Richtschnur sind seine Lehren. Deswegen sind sie aber durchaus keine Kopfhänger, sondern fröhliche Menschen, die Sinn für gesunden Humor haben. Sie versammeln sich viermal in der Woche. Da eine Wohnstube die Bekehrten nicht alle fassen kann, werden die Versammlungen in drei verschiedenen Wohnhäusern abgehalten. Aber einmal im Monat kommen alle im geräumigen Schulsaal zusammen, um Fühlung miteinander zu behalten. Auch mit den Versammlungen der anderen deutschen Dobrudschadörfer stehen sie in Verbindung. Ein Reiseprediger, Sembat Bagdasarianz, Armenier von Geburt, ist bei den Brüdern in Kobadin ein gern gesehener Gast. Er ist das Bindeglied bei den Versammlungen und versteht sie aufzumuntern. Er lernte die Gründer Kobadins und die religiösen Versammlungen schon in Rußland kennen und trat zu den Brüdern über; deswegen wurde er 1893 aus Rußland ausgewiesen. Nun besuchte er eine Missionsschule und erwarb sich die Schweizer Staatsbürgerschaft. Seither ist er als Reiseprediger tätig.

Wenn auch diejenigen, die nicht in die Versammlungen gehen, manches an den »Brüdern« auszusetzen haben und in einzelnen Fällen sogar sehr mit Recht, so darf es doch nicht ungesagt bleiben, daß es dieser Bruderschaft allein zu verdanken ist, wenn verderbliche Untugenden und Laster in Kobadin nicht überhand nehmen können. —

Die heiratsfähigen Burschen und auch die Witmänner holen sich seit dem Kriege die Lebensgefährtinnen gerne auswärts. Auf diese Weise hat Kobadin einen Zuwachs von 47 Frauen bekommen, und zwar 25 aus den deutschen Dörfern Bessarabiens und 22 aus der Dobrudscha. Deshalb bleiben die Kobadiner Mädchen aber durchaus nicht ledig. 55 Kobadiner Mädchen haben sich von auswärtigen Burschen an den Altar führen lassen. 33 von ihnen verließen Kobadin, zwei kamen sogar nach Deutschland: sie sind von zwei hier gewesenen Feldgrauen nach dem Kriege geholt worden. Die anderen 22 veranlaßten ihre Männer, hier sesshaft zu werden. Fünfzehn von ihnen haben Bessarabier, vier Dobrudschaer und drei Siebenbürger geheiratet. Außerdem nahm ein Mädchen einen Russen, und zwei ließen sich gegen den Willen ihrer Eltern von Rumänen entführen. Diese beiden Mädchen entstammen geachteten Bauernfamilien, und nur schwer können sich die Eltern mit der unabänderlichen Tatsache abfinden.

Die »Obere Versammlung« (nicht vollzählig).



Die Hochzeiten sind die einzigen größeren geselligen Zusammenkünfte im Ort, werden aber meist in aller Stille im Hause der Braut gefeiert. Geladen wird alles, was irgendwie verwandt ist, und die Nachbarn; es wäre ein grober Verstoß gegen den guten Ton, diese zu vergessen. Gereimte Hochzeitseinladungen waren in Kobadin nie gebräuchlich, wohl aber einfache mündliche, die aber mehr und mehr durch die schriftliche Einladung verdrängt werden. Sie auszutragen ist Sache der Brautbuben. Diese haben auch dafür zu sorgen, daß genügend Tische, Stühle und Bänke ins Hochzeitshaus geschafft werden. Dazu werden ihnen ein Wagen und mit den buntesten Bändern behangene Pferde zur

Verfügung gestellt. Die Brautmädchen dagegen haben Teller, Bestecke, Flaschen, Gläser, Tischtücher usw. zusammenzutragen. Brautbuben und Brautmädchen begleiten das Brautpaar als Ehrengarde an den Traualtar, sie nehmen beim Festmahl die Ehrenplätze neben ihm ein. Die Gäste beim Essen zu bedienen ist Sache der »Aufträger«: flinke junge Männer, die über der Weste weiße Schürzen tragen und ein weißes Handtuch über der rechten Schulter. Beim Kochen und Backen haben erfahrene Frauen geholfen; die geladenen Gäste schicken am Tag vor der Hochzeit Hühner, Eier, Butter usw. ins Hochzeitshaus. So hilft die ganze Gemeinde in nachbarlicher Gesinnung beim Zurichten der Hochzeit.

Die Jungverheirateten wohnen erst ein Jahr bei den Eltern des Mannes, sie haben auch der deutschen Gemeinde keine Steuern zu zahlen. Erst im zweiten Jahr werden sie selbständig.

Eine schöne Sitte ist am Auferstehungsmorgen der Frühgottesdienst auf dem Friedhof, den der Pastor noch vor Sonnenaufgang abhält, ferner die Aufstellung des Pfingstbaumes, den die Jugend in der Nacht zum Pfingstsonntag vor dem Bethaus errichtet und der mindestens zwanzig Meter hoch sein muß. Die Mädchen haben die Fahne gefertigt, die von seinem Gipfel flattert. Auch der Eingang zur Kirche ist mit Grün geschmückt. Am Heiligen Abend in der Kirche werden die Schulkinder gleich nach der Predigt und nachdem sie Weihnachtsgedichte aufgesagt haben, mit Weihnachtsgaben beschenkt.

Von der Herkunft der Kobadiner Deutschen.

Obgleich die Bauern aus allen vier Himmelsrichtungen hier zusammengekommen sind und bei weitem nicht alle dem Schwabenstamme angehören, hat sich doch eine schwäbische Mundart als Umgangssprache im Dorfe behauptet, die auch in Plotzk und anderwärts in Bessarabien gesprochen wird. Sie ist dem Neckarschwäbischen nahe verwandt.

Der Kobadiner hält seine Sprache rein und meidet fremde Worte, gern aber braucht er hochdeutsche Wörter, denen er einen anderen Sinn unterlegt. So sagt er z.B. für bescheiden, bedeutet etwas nachtragen, und ist ihm guter Ruf.

So fest sie an Sprache, Glauben und Sitte der Väter halten, so können sie doch mit wenigen Ausnahmen ihre Heimatsorte in Deutschland nicht mehr angeben. Und dabei sind es erst knappe 130 Jahre her, seit ihre Vorfahren dem Vaterlande den Rücken kehrten. Man geht nicht fehl, wenn man diese Auswanderung nach Osten in die Zeit verlegt, da Napoleon in Deutschland herrschte. Die mündliche Überlieferung — schriftliche Aufzeichnungen sind nicht vorhanden — weiß keinen Grund zur Auswanderung und gibt als Tatsache nur an: Unsere Vorfahren sind um das Jahr 1800 aus Deutschland ausgewandert, hielten sich erst längere Zeit in Kongreßpolen auf und halfen dann die deutschen Dörfer im südlichen Bessarabien anlegen. Von dort sind sie in die Dobrudscha gekommen. Ein wanderlustiges Völkchen oder ein bedauernswerter, entwurzelter Volkssplitter?

Ein paar Familien können aber doch ihren Herkunftsort angeben. Die Familie Leyer stammt aus Dombrowka im Reg.-Bez. Marienwerder (Kirchspiel Rehden), die Rösner und Grieb aus der Gegend von Thorn, die Klett dagegen aus Schwieberdingen (D.A. Ludwigsburg), die Wilhelm aus Strümpfelbach (D.A. Waiblingen?), die Würth ans Giplingen (das es nicht gibt). Andere wie die Stach, Nagel und Schöttle geben einfach Württemberg an, Hamann den Schwarzwald, Blumenhagel dagegen Mecklenburg.

Wohl aber wissen noch alle den Ort zu benennen, aus denen die Vorfahren einst nach Kobadin eingewandert sind, obgleich nur wenige den geraden Weg gegangen sind.

Die »obere Versammlung« vor dem Hause des Gottlieb Bobermann.



Der weitaus größte Teil stammt wie bereits gesagt aus Bessarabien, und zwar aus folgenden Dörfern, wobei bemerkt sei, daß alle diese Siedelungen, wie die Namen verraten, gleich nach den Befreiungskriegen begründet wurden: Aus Paris stammen die Familien Allmer, Gabert und Kraus, aus Teplitz die Bast, Eppler, Fälichle, Hermann, Hock, Krämer, Mahler, Schmauder und Schmied, aus Klöstitz die Binder und Lütke, aus Leipzig die Bobermann, aus Alt-Arzis die Familie Klett, aus Neu-Arzis die Böttcher, Drews, Grieb, Rätzel, Schalo und Welk, aus Brienne die Brauer, Christmann, Martsch und Nitschke, aus Beresina die Decker, Finkbeiner, Pohl und Schwarz, aus Borodino die Ost, aus Posttal die Edinger, aus Sangerowka die Familie Haupt, aus Plotzk die Hamann, Hopp, Leyer und Rösner, aus Neu-Elft die Hillius, Seefried und Stach, aus Schabo die Kols, aus Katzbach die Lück, aus Friedenstal die Metzger und Pfahl, aus Maraslienfeld die Netzer, aus Unter-Albota die Ohlhausen und Radomsky, aus Sarata die Rüb, Schuhmeier und Winger, aus Mariewka die Schütt, aus Lichtental die Wilhelm und Würth, aus Katlebug Johannes Rein und aus Tarutino, dem größten Ort Bessarabiens, Friedrich Müller.

Aus andern Orten der Dobrudscha zugezogen sind die Arndt, Blumhagel, Graf, Pries und Schmolke aus Ciucurova, die Dermann und Nagel aus Cataloi, Brand aus Mangeapunar, Dürr aus Sarighiol, Fischer aus Tultschea, Hauser aus Cogecalac, Jeß aus Mamuslia, Schlaps aus Tariverde und Zeller Ciobancuius

Diesen beiden Gruppen gegenüber treten alle andern zurück. Die Schöttle und Tillmann stammen aus Michelsfeld im Kaukasus, die Bretter aus Cherson, die Schröder geben Wolhynien als Heimat an, Menyes und Johannes Binder sind Siebenbürger Sachsen

und Joseph Eberhardt ist Banater Schwab. Friedrich Götz stammt aus den Wolgakolonien, er war, wie Konstantin Karabanov, Matrose auf dem russischen Kriegsschiff »Kneas Potemkin«, das im Sommer 1905 meuterte und nach Rumänien flüchtete. Karabanov ist russischer Abstammung, er ist von der Griechisch-orthodoxen zur Deutsch-evangelischen Kirche übergetreten und hat eine deutsche Frau geheiratet.

So ist im stillen Kobadin manches seltsame Schicksal zur Ruhe gekommen.

Schlußwort.

Von den ungezählten Schweißtropfen, den vielen Seufzern, vergossenen Tränen und schlaflosen Nächten, die es gekostet hat, bis Kobadin das wurde, was es heute ist, ahnt der flüchtige Beschauer der Wirtschaften und Höfe nichts. Aber die Nachkommen der Gründer, denen die Augen aufgegangen sind, bleiben mit Ehrfurcht stehen und bewundern die Riesenarbeit, die hier geleistet worden ist, und geloben, in allem würdige Nachfolger der Alten zu sein und, wenn nicht weiter zu kommen, so doch wenigstens das Übernommene zu halten.

*An diese Scholl' bin ich gebunden
und halt' sie fest in Sturm und Not.
Hier hat der Vater sich geschunden
ums karge Stückchen täglich Brot.
Hier rang der Öd' er ab sich's Heim —
das war dann für dies Dorf der Keim.*

Und alle geloben, ihrem Glauben treu zu bleiben und ihrem deutschen Volkstum, entsprechend dem Wort des Dichters:

*Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr !*

Plan von Kobadin

Maßstab etwa 1:13800. 4 mm auf der Karte sind 55 m in der Natur-



Einwohnerverzeichnis des Dorfes Kobadin.

1. Familienhäupter der evangelischen Gemeinde.

Allmer, Daniel

Friedrich

Jakob

Johannes

Arndt, Friedrich

Karl

Bast, Andreas

Georg

Binder, Johannes

Luise

Theophil

Wilhelm

Blumhagel, Karl

Konrad †¹

Wilhelm

Bobermann, Gottlieb

Böttcher, Johannes

Brand, Heinrich

Brauer, Gotthilf

Bretter, Johann

Christmann, Otto

Decken Jakob

Dermann, Adolf

Eva

Jakob K.

Jakob N.

Johann

Johann K.

Karl K.

Drews, Daniel

Gottlieb

Martin

Samuel

Dürr, Gottlieb

Eberhard, Joseph

Edinger, Magdalena

Eppler, Andreas

Gustav

Fälichle, Johann

Finkbeiner, Heinrich

Gabert, Adolf

August

Hulda

Götz, Friedrich

Grieb, Elisabeth

Gustav F.

Gustav S.

Jakob

Emanuel

Michael

Samuel alt

Samuel I

Samuel II

Hamann Gottfried

Haupt, Johann

Hauser Friedrich

Hermann Andreas

Hillius, Friedrich

Lydia

Hoch Gotthilf

Hopp, Adolf

Emannel

Salomine

Wilhelm

Jeß, Gottlieb

*Karabanov, Konstantin²

¹Die mit † Bezeichneten sind in diesem Jahre verstorben.

²Die mit * Bezeichneten sind von der Griechisch-orthodoxen zur Deutsch-evangelischen Kirche übertreten. Sie haben deutsche Frauen geheiratet.

Klett, August

Christian

Maria

Wilhelm

Wilhelm W.

Kohls, Gottlieb

Krämer, Christian

Kraus, Gotthilf

Johannes

Theophil

Leyer, Berthold

Emanuel E.

Helmut

Michael

Otto

Lück, Martin

Reinhold

Wilhelm

Lütke, Jakob

Mahler, David

Johannes

Martsch, Gottlieb

Menyes, Johann

Metzger, Emanuel

Jakob

Johanna

Samuel

Wilhelm

*Moraru, Paul

Nagel, Martin

Matthias

Nätzel, Christian

Gottlieb

Netzer, Albert

Nitschke, Reinhold

Ohlhausen, Friedrich

Friedrich F.

Ost, Johann

Pfahl, Adolf

Pohl, Johannes

Pries, Friedrich

Johann

Radomsky, Emanuel

Johannes

Rein, Johannes

Rösner, Christoph †

Dorothea

Eduard

Emanuel

Heinrich

Rudolf

Theodor

Theophil

Rüb, Rudolf

Schalo, Dorothea

Schlaps, Emanuel

Ferdinand

Schmauder, Georg

Schmied, Eduard

Schmolke, Martin

Schöttle, Christian

Eduard

Jakob Chr.

Jakob J.

Johannes

Salomine

Wilhelm

Schröder, Gustav

Jakob

Schuhmeier, Wilhelm

Schütt, Reinhold

Schwarz, Georg

Gottlieb

Reinhold

Seefried, Daniel

Lukadia

Stach, Eduard

Emanuel

Jakob

Jakob J.

Johannes

Tillmann, Christine

Friedrich

Jakob

Johann

Wilhelm

*Wangeli, Wilhelm

Welk, August

Christian

Emanuel

Jakob

Martin

Wilhelm

Wilhelm, Adolf

Albert

August

Emanuel

Friedrich

Karl

Würth, Friedrich

Robert

Zeller, Emil

2. Familienhäupter der Baptistengemeinde.

Allmer, Johannes

Bobermann, Johann

Dermann, Adolf

Karl R.

Neinhold

Fischer Josef

Wilhelm

Graf, Friedrich

Jakob

Müller, Friedrich

3. Katholiken.

Eberhard, Josef, aus dem Banat.

—ENDE—

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung.	2
Aus der Vorgeschichte von Kobadin.	4
Kobadin in der Türken- und Tatarenzeit.	4
Die deutsche Einwanderung.	5
Erste Einrichtung in Kobadin.	10
Ackerbau und Viehzucht in Kobadin.	15
Kobadin im Weltkrieg.	17
Die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Weltkrieg.	20
Kirche und Schule.	24
Geistiges und religiöses Leben in Kobadin.	30
Von der Herkunft der Kobadiner Deutschen.	34
Schlußwort.	36
Plan von Kobadin	37
Einwohnerverzeichnis des Dorfes Kobadin.	38
1. Familienhäupter der evangelischen Gemeinde.	38
2. Familienhäupter der Baptistengemeinde.	40
3. Katholiken.	40

Bildverzeichnis

M.Leyer und W. Klett	6
Christoph Rösner †	6
Mühle von Rösner-Kraus	9
Die Kirchgänger verlassen das Bethaus	13
Friedrich J. Ohlhausen beim Dreschen	14
Eine der neuen Straßen	16
Haus des Smanuel Metzger	17
Haus des Friedrich Müller	22
Zwei Höfe in Kobadin	24
Die Pastorwohnung	27
Lehrer Gottlieb Hannemann mit seinem Bläserchor	28
Die Kindergärtnerin mit den Kleinen im Schulhof.	31
Die Konfirmanden des Kirchspiels Kobadin.	32
Die »Obere Versammlung« (nicht vollzählig).	33
Die »obere Versammlung«	35